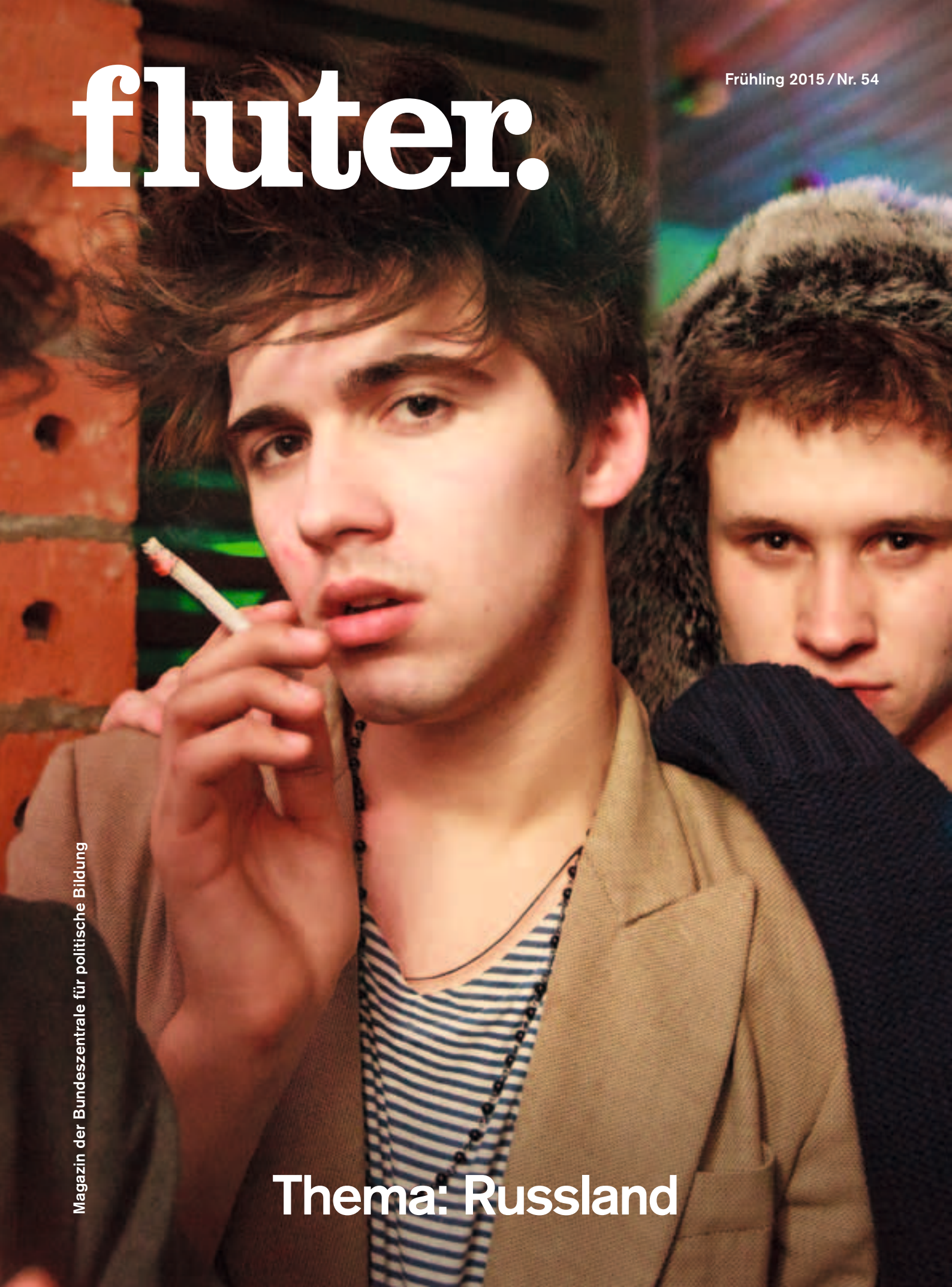


flutter.



Frühling 2015 / Nr. 54

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Thema: Russland

Das ist ja riesig!



17,1 Millionen Quadratkilometer
9.000 Kilometer von West nach Ost
Elf Zeitzonen
22.000 Kilometer Grenze
31 Billionen Kubikmeter Gas
13 Milliarden Tonnen Öl
143 Millionen Menschen
37.600 Kilometer Küste

Editorial

→ Russland ist riesig und reich. Seine Bodenschätze scheinen unerschöpflich. Wenn in der Hauptstadt der Tag beginnt, geht er an der Ostgrenze zur Neige. Seine Einwohner finden sich in den unterschiedlichsten Klimazonen, haben im Lauf der Geschichte unglaubliche Fähigkeiten ausgebildet, auch unter widrigsten Bedingungen zu bestehen.

Diese Tatsachen machen in Russland Geografie zur Politik. Wie hält man ein Land von diesen Dimensionen zusammen, was hält es denn zusammen? Wie kann es sich ernähren, und wie soll es sich wirtschaftlich entwickeln? Wie geht es mit seinen Potenzialen um, was macht es aus seinen Nachbarschaften?

Wenn man sich den Menschen und ihrem Alltag nähert, wird klar, dass auch hier ein Reichtum zu entdecken ist. Man trifft immer wieder auf starke Persönlichkeiten, die es gewohnt sind, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen – wie beispielsweise die Bewohner von Norilsk; der geniale Mathematiker, der eine Million Dollar Preisgeld ablehnt; der mutige Journalist, der sich mit den Mächtigen anlegt; die nachdenkliche Autorin oder aber auch die Bewohner einer Kommunalka. Autoritäres Herrschaftsstreben trifft auf engagierten oder auch versteckten Widerstand, strenge Lebensentwürfe auf den Ruf nach Vielfalt, verschwenderische Dekadenz auf das Ringen um Nachhaltigkeit. Dieses System ist kompromisslos gierig und fordert Opfer, von ihm geht aber auch immer wieder eine ungeheure Anziehungskraft aus. Wer das Spiel mitspielt, kann viel gewinnen, doch der Preis ist oft die eigene Integrität.

Im Moment ist die herrschende Politik gefangen in der doppelten Versuchung, sich nach außen imperial-aggressiv neu zu bestimmen und nach innen autoritär mit Gewalt und Propaganda abzusichern. Das alles auf Grundlage eines verführerischen, aber kaum nachhaltigen Wirtschaftsmodells, des Extraktionismus. Fast alles hängt ab von der massiven Ausbeutung der Bodenschätze und ihrem globalen Vertrieb. Damit sind in den letzten Jahren gigantische Gewinne gemacht worden und in das Land und in seine Oligarchien geflossen. Aber der Preis ist hoch. Riesige Umweltprobleme, kaum Ausweichmöglichkeiten bei fallenden Rohstoffpreisen, eine unterdrückte und wenig entwickelte Zivilgesellschaft, Unfrieden mit den Nachbarn. So macht die herrschende Kaste Russland arm im Verhältnis zu seinen Potenzialen.

Deutschland, aber auch Europa verbindet mit Russland eine lange und zum Teil furchtbare Geschichte. Für das Projekt der Europäischen Union, das sich gerade selbst in einer Krise befindet, hat das Verhältnis zu Russland strategische Bedeutung. Ohne Russland geht es nicht. Wer eine solche Macht ignoriert oder unterschätzt, ruft sie auf den Plan. Gegen Russland wird es sehr riskant und braucht Kräfte, die woanders fehlen, wenn sie sich denn überhaupt dauerhaft mobilisieren lassen. Mit Russland gemeinsam Perspektiven zu entwickeln wäre besser. Aber ob das in naher Zukunft realistisch ist, liegt auch in der Hand der Russen selbst. Thorsten Schilling

**Das Bild auf dem Cover hat der Fotograf
Nikita Shokhov im Moskauer Nachtleben gemacht.
Es zeigt Gäste im Club „Soljanka“**



Am 27. Februar 2015 wurde mitten in Moskau der oppositionelle Politiker Boris Nemtsov erschossen, einer der größten Kritiker von Präsident Wladimir Putin. Viele Trauernde machen für den Mord auch die Propaganda des Kreml verantwortlich, die ein Klima des Hasses geschaffen habe

Inhalt

5

DER SCHMUTZ UND DAS GELD

Reise in eine Stadt, der die Bodenschätze Wohlstand und Dreck beschert haben

11

LEITFADEN FÜR DIE INVASION

Im Baltikum fürchtet man sich vor russischem Großmachtstreben

13

„HALTEN SIE MICH FÜR TOT“

Über ein Mathe-Genie, dem Geld und Ruhm egal sind

14

THAT'S ALL

Abgespaced: Im Sternenstädtchen üben Kosmonauten aus aller Welt für den Flug in den Weltraum

17

EINGEFRORENER KONFLIKT

Armenien und Aserbaidschan sind seit Jahrzehnten zerstritten

18

ACH, GERMANSKI

Als Deutscher kann einem im ehemaligen Stalingrad ganz schön mulmig werden

21

AUF NACH KALIFORNIEN

Die wirtschaftliche Zukunft Russlands könnte am Pazifik liegen



Sieht aus wie ein mächtiger Tintenkleck, ist aber das größte Land der Erde: Über das Heft verteilt findet ihr immer wieder Geschichten aus Russlands Nachbarländern, die sich ganz schön klein vorkommen müssen



22

ALASKA BACK TO RUSSIA!

Big Deal: Ein Teil der USA war mal russisch

24

VOM KÄMPFEN

Gleichschaltung und Repression: Im Gespräch sieht eine russische Schriftstellerin ganz schön schwarz für ihr Land

28

OHNE WORTE

Kritische Journalisten haben es schwer in Russland

29

ANDERS ALS DER WESTEN

Irgendwie orthodox: In der Sowjetunion ging kaum noch jemand in die Kirche, nun hat sie Rückhalt wie nie

30

DER FEIND IST IMMER

EIN FASCHIST

In der Ostukraine kämpfen Separatisten für eine unabhängige Republik

32

WER, WENN NICHT WIR

Die kremltreue Naschi-Jugend übt das Schießen im Wald und die Liebe zu Putin

35

EIN TRAUM, DIE PARTEI

Georgien zwischen Treue und Protest

36

ALLE ZUSAMMEN, JEDER ALLEIN

Wie wäre es, mit Fremden in einer Wohnung zu leben?
Willkommen in der Kommunalka

40

PRALLE POST

Homoerotische Briefmarken aus Finnland sorgen in Russland für Ärger

41

GEH ZUM SCHWANZ

Über das Fluchen als Kulturgut

42

GUTER RUSSE, BÖSER RUSSE

Wer hatte eigentlich das plumpere Freund-Feind-Schema: Hollywood oder die DDR?

44

SNEAKER FÜR SIBIRIEN

An der Grenze zu China werden die Unterschiede größer

45

DER OLIGARCH, DER MICH LIEBTE

Es gibt tatsächlich Schulen, in denen Frauen lernen, sich einen reichen Mann zu angeln

50

IMPRESSUM



Wir nehmen keine Rubel!
Das flutter-Abo ist doch gratis:
www.fluter.de/abo

Der Schmutz

A woman with dark hair pulled back, wearing a white surgical-style face mask. She is wearing a patterned scarf with a mix of blue, grey, and white, and a black leather jacket with a red collar visible underneath. She is looking directly at the camera. The background is a blurred cityscape with tall buildings under a hazy sky.

und das Geld



Besser, man nimmt den Bus: In Norilsk, 300 Kilometer entfernt vom nördlichen Polarkreis, liegt die Durchschnittstemperatur bei minus zehn Grad. Im Polarwinter können es schon mal minus 55 Grad werden

Der Krebsarzt raucht Kette, manche Schneeflocken sind schwarz, und der größte Spaß ist es, mit dem Motorschlitten durch die Tundra zu preschen: Norilsk ist eine der dreckigsten Städte Russlands und gleichzeitig wohlhabend. Vor mehr als zehn Jahren wurde sie für Ausländer gesperrt. Ein surrealer Besuch

Von Julia Smirnova

→ Der See dampft wie ein kochender Wassertopf. Dichter Nebel steigt über den braunen Rohrleitungen entlang dem Ufer auf. Bei minus 35 Grad wird der Dampf blitzschnell zu Raureif, der mehrere Zentimeter dick auf den Rohren und der Treppe liegt, die in den See führt.

Aus dem Nebel taucht ein Mann in einer Badehose und mit einem Bund Birkenzweigen in der Hand auf. Auch er dampft, während er in Flip-Flops über den vereisten Weg zu einer Bude aus Wellblech läuft. „Technisches Wasserbecken. Schwimmen kategorisch verboten“, warnt ein mit Schnee bedecktes Schild. „Diese Warnung ist nicht für uns“, sagt Nikita Rudenko gleichgültig. Er kommt einmal die Woche zum Dolgoje-See, egal ob es minus 10 oder minus 40 Grad sind. Er geht in einer der Blechbuden saunieren, danach taucht er ins dunkle Wasser. Denn selbst im Winter friert der Dolgoje-See in der Stadt Norilsk hinter dem nördlichen Polarkreis nicht zu – was kein Naturwunder ist, sondern ein Wunder der Industrialisierung: Die Sauna wird vom Dampf geheizt, der durch die Rohrleitungen von einem Kraftwerk in eine Kupferfabrik läuft. Das Wasser aus den Abkühlanlagen der Fabrik wird in den See geleitet und erwärmt ihn. „Das Wasser ist sauber, sonst würden hier keine Fische leben“, sagt Rudenko. Er ist Vorsitzender des Clubs der Eisbader von Norilsk. „Was wir hier tun, ist gesund, ungesund ist Wodka.“

Rudenko, Muskelberg, Profischwimmer und Taucher, ist in Norilsk geboren und aufgewachsen. Er arbeitet bei der Ei-

senbahn, die Norilsk mit dem arktischen Hafen Dudinka verbindet. Wie die meisten Einwohner will Rudenko nicht in dieser Stadt alt werden, schon mit 28 Jahren besitzt er eine Eigentumswohnung in der sibirischen Großstadt Irkutsk.

Aber noch bleibt er. Er liebt die Stadt, er liebt sogar das schwierige Leben hier. Seine Profilseite bei der russischen Facebook-Kopie VKontakte schmückt ein Zitat von Nietzsche: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll.“

Das könnte auch das Motto der Stadtgründer von Norilsk gewesen sein. Dass hier, in der arktischen Wüste rund 300 Kilometer nördlich vom Polarkreis, eine Stadt entstand, war eine einzige Überwindung von Mensch und Natur. In den Bergen fand man Nickel, Kupfer, Palladium, Kobalt und Platin. Metalle, die der sowjetische Staat dringend für seine Industrie brauchte. Ab 1935 wurden von Gulag-Häftlingen Bergwerke und Fabriken gebaut. Wie viele von ihnen bei dieser Arbeit ums Leben gekommen sind, weiß niemand. Tausende? Zehntausende? Ihre Knochen und Schädel ragen auch heute noch an manchen Stellen aus der Erde, wenn der Sommer den Permafrostboden etwas aufgeweicht hat.

Heute gehören die Kupfer- und Nickelfabrik und das Metallkombinat „Nadeschda“, was auf Deutsch „Hoffnung“ bedeutet, dem Unternehmen „Norilsk Nickel“, einem der größten Metallproduzenten der Welt. Der Firma gehören auch die Bergwerke, die Eisenbahn, bei der Nikita Rudenko arbeitet, und sechs Eisbrecher, die sich mit Metallen und Erzen durch das

Mit Eis und Nickel: Manche Seen sind bei den
Bürgern besonders beliebt, weil in sie das erwärmte
Kühlwasser aus den Fabriken eingeleitet wird



Nordpolarmeer pflügen. Norilsk Nickel ist ein Imperium mit rund 11,5 Milliarden US-Dollar Jahresumsatz, der größte Arbeitgeber der Stadt, dessen Verwaltung aus ehemaligen Managern der Firma besteht. Norilsk Nickel ist auch: einer der größten Luftverschmutzer Russlands. Millionen Tonnen Schwefeldioxid werden jedes Jahr von den Fabriken freigesetzt. Im Ranking der russischen Statistikbehörde gilt Norilsk als die schmutzigste Stadt Russlands.

Vor allem im Sommer, wenn der Wind die Abgase in die Stadt trägt, bekommen die Einwohner den Geruch und das Kratzen im Hals zu spüren. „Wir machen die Fenster zu, was kann man sonst machen“, zuckt Rudenko mit den Achseln. „Man muss es philosophisch sehen. Es ist immer besser dort, wo wir gerade nicht sind.“ Eigentlich reden die Einwohner nicht gern über die Umweltprobleme. Zwar haben fast alle Verwandte oder Bekannte, die in einer Nickelfabrik gearbeitet haben und früh an Krebs gestorben sind, aber dieses Trauma wollen sie verdrängen. Es ist der Preis, den sie für ihren Wohlstand zahlen.

„Ohne Norilsk Nickel gäbe es diese Stadt nicht“, sagt Igor Schtschepilow. Mit 49 Jahren ist er vom Fabrikarbeiter zum Abteilungsleiter aufgestiegen. „Norilsk hat mir alles gegeben. Ich kann meine Eltern und Kinder finanziell unterstützen, und ich bin schon um die ganze Welt gereist“, sagt er.

Er hat sogar einen Fahrer, der ihn am Wochenende mit dem Geländewagen in eine Garage fährt, in der ein Schneemobil geparkt ist. Sein Freund, der Bergwerksdirektor Pjotr Issosimow, und der Mechaniker Farchad Sakajew warten schon. Es



Als man in der 30er-Jahren Nickel, Kupfer, Palladium, Kobalt und Platin fand, begann Norilsk's wirtschaftlicher Aufstieg. Die Fabriken und Bergwerke wurden einst von Strafgefangenen aus dem Gulag gebaut. Heute wohnen rund 170.000 Einwohner in der Stadt

Volles Rohr: Auch im Sommer sind die Seen rund um die Nickelfabrik ein beliebtes Ausflugsziel.

Der Sommer ist aber auch die Zeit, in der der Wind die Abgase in die Stadt trägt, und viele ein Kratzen im Hals spüren (unten)



sind minus 40 Grad, es windet heftig, aber Schtschepilow sagt: „Es ist nie zu kalt, nur manchmal hat man falsche Kleidung an“. In eine Tasche rechts vom Steuer steckt er einen Karabiner. Waffen und Jagdlizenzen sind in Norilsk sehr verbreitet. „Als ich 16 war, nahm mich mein Vater auf die Jagd mit“, sagt Schtschepilow. „Wir sind 25 Kilometer mit Langlaufski gelaufen, auf dem Rückweg musste ich auf dem Rücken oft Teile vom Rentier tragen, 20 Kilo Fleisch.“ Heute jagt er meist Rebhühner oder Hasen. „Früher habe ich die mit dem Schneemobil überfahren, weil mir die Patronen zu schade waren“, sagt er. Dann wärmen sie alle die Motoren auf und fahren raus aus der Stadt in die Tundra.

Die Birken und Lärchen außerhalb der Stadt haben schwarze, verkohlte Zweige – sie sind durch den Schwefel aus den Fabriken verbrannt. Drei Schneemobilfahrer geben Vollgas und rasen am zugefrorenen Fluss entlang. Zum Jagen geht es 100 Kilometer nördlich in die Tundra, zum Fischen 100 Kilometer Richtung Süden. Beide Distanzen schaffen sie bei gutem Wetter in einer Stunde. „Wir fahren immer zu dritt und nehmen nur erfahrene Menschen mit, auf die man sich in der Tundra verlassen kann“, sagt der Bergwerksdirektor Isossimow. „Wir mussten schon oft die Maschinen aus dem Schnee ausgraben.“ Die Menschen in Norilsk sind hilfsbereit, es herrscht aber auch ein deutlicher Macho-Kult. „Wir lieben das Extreme, so stellt man sich selbst auf die Probe“, sagt

Schtschepilow. „Ein echter Mann muss einen Ausweg für seine Energie finden. In Moskau würde ich das vermissen.“

Noch immer ist das Verhältnis von Mensch und Natur in Norilsk ein Kampf. Auf der vereisten Erde werden selbst hohe

Plattenbauten auf Pfählen gebaut. Dutzende Häuser in der Stadt haben trotzdem überall Risse. Sie stehen leer mit eingeschlagenen und zugeschnittenen Fenstern. Wegen des Permafrosts gibt es auch keine Landwege nach Norilsk. Die Stadt ist nur mit dem Flieger erreichbar, über die Nordostpassage oder im Sommer über den Fluss Jenissei. Den Rest von Russland nennt man in Norilsk „Festland“, als würde man auf einer Insel leben.

Bei der Ankunft am Flughafen gibt es zudem Passkontrollen, reingelassen werden nur russische Staatsbürger oder Ausländer mit einer Sondergenehmigung. In der Sowjetunion war

Norilsk eine komplett geschlossene Stadt. In den 90er-Jahren wurde die Einreise für alle erlaubt. Doch 2001 wurde die Stadt wieder für Ausländer geschlossen, offiziell, um die Arbeitsmigranten von der Stadt fernzuhalten.

Wenn ein „schwarzer“ Schneesturm beginnt, die schwefeligen Flocken durch die Luft wehen, werden die Wege gesperrt, das Leben steht dann für mehrere Stunden still. Die Menschen bleiben in ihren Wohnungen – zusammen mit ihren Topfpflanzen, die mit Tageslichtlampen beleuchtet werden, damit sie die 45 Tage lange Polarnacht überstehen.

Die Stadt ist wie eine Insel, die nicht über Land, sondern nur mit dem Flugzeug oder über Wasser zu erreichen ist

„Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll“: In Norilsk zitiert mancher gern Nietzsche, um sich das unwirtliche Leben auf philosophische Art erträglicher zu machen



WEGBLEIBEN!

Wenn man als Tourist nach Sibirien fahren möchte, sollte man aufpassen: Es gibt dort noch eine ganze Menge Städte, die für Ausländer und in vielen Fällen sogar für russische Staatsbürger geschlossen sind. Diese Städte sind Relikte aus dem Kalten Krieg: In den meisten von ihnen wurde für das sowjetische Atomwaffenprogramm geforscht, das unter strenger Geheimhaltung stand. Viele waren nicht einmal auf der Landkarte zu finden. Nach 1989 wurden viele dieser Städte aufgegeben. Bei jenen, die noch heute geschlossen sind, handelt es sich meist um Raketenstützpunkte.

Das erste Stück unberührter Natur liegt eine Hubschrauberstunde entfernt oder 250 Kilometer mit dem Schneemobil. Der Biologe Oleg Beglezow fährt manchmal für mehrere Monate hin. „90 Kilometer lang sehe ich nur verbrannte Landschaft, dann kommen endlich lebendige Tannen“, sagt er. Er lebt dann allein in der Wildnis, beobachtet das Wetter und die Tiere. Das Naturschutzgebiet ist nach offiziellen Angaben von der Industrie nicht betroffen, weil es einen Kilometer höher in den Bergen liegt. Nun will man dort „Ökotourismus“ betreiben. Auch Norilsk Nickel sponsert einige Naturschutzprogramme. Damit kämpft das Unternehmen gegen das negative Image und die Umweltstrafen, die es regelmäßig für die Nichteinhaltung von gesetzlichen Umweltnormen zahlen muss. Daher soll auch im kommenden Jahr die alte Nickelfabrik – die größte Verschmutzungsquelle – geschlossen werden. Im Januar zeigte eine Prüfung des russischen Umweltministeriums, dass die Obergrenze an Schwefeldioxidgasen von dieser Fabrik um das 44-Fache des Erlaubten überschritten wurde.

Welche Folgen diese Produktion für die Mitarbeiter hatte, darüber wurde in der Sowjetunion nie geforscht, das Thema war tabu. Entweder starben die Arbeiter, bevor sie in Rente gingen, oder sie verließen die Stadt und wurden so von keiner Statistik erfasst. „Eigentlich ist die Lage bei uns nicht schlimmer als in jeder Großstadt“, erklärt Konstantin Gorbels, der Chefarzt des größten Krankenhauses der Stadt. Sein Spezialgebiet ist Onkologie. „Leider wissen wir nicht genau, was den Krebs verursacht“, sagt er. „Die Nickelproduktion ist ein Risikofaktor. Aber Rauchen ist das auch.“ Auf seinem eigenen



Die meisten Pflanzen in Norilsk findet man in Wohnungen, wo sie unter künstlichem Licht geheckt und gepflegt werden

Cocktail Time: In vielen Häusern ist immer crushed ice vorrätig (unten links)

Schreibtisch steht ein Aschenbecher, voll mit Zigarettenstummeln. In der Ecke steht eine E-Gitarre. „Ich war hier früher ein Rockstar“, lacht er.

Viele Einwohner sehen es so: Sie sorgen für ihre Gesundheit, indem sie oft in die Sonne fahren, schließlich haben sie zwei bis drei Monate Urlaub. Und leisten können sie sich das eher als die Russen in anderen, ärmeren Städten. Der Arbeitgeber spendiert sogar die Fahrten ans Meer in die schönen Sanatorien, wie es einst in der Sowjetunion der Staat tat. Solange der Nickel und die anderen Metalle ins Ausland verkauft werden, bleiben Firma und Stadt reich. Den Rest nimmt man in Kauf.

„Das Metall in diesen Bergen wird noch für die nächsten hundert Jahre ausreichen“, sagt Abteilungsleiter Igor Schtschepilow. Und danach? „Danach? Hundert Jahre sind länger als mein Leben.“

Bis er in Rente geht, will er sein Leben in Norilsk genießen. Am Abend, als er mit dem Schneemobil in der Dunkelheit in die Stadt zurückkehrt, sieht er, wie ein Rebhuhn im Licht der Scheinwerfer erstarrt. Er zieht den Karabiner raus. Ein Schuss. Ein zweiter Schuss. Er springt in den Schnee und holt den toten Vogel, der nicht einmal versucht hat wegzufiegen. Weiße Federn fliegen im Wind. ←





Leitfaden für die Invasion



Von den fast drei Millionen Litauern leben
in der Hauptstadt Vilnius über 500.000

→ Als Russland im vergangenen Jahr die Krim besetzte, reagierten Politiker aus dem Baltikum entsetzt. „Wenn Putin nicht in der Ukraine gestoppt wird, wird er noch weiter gehen“, warnte die litauische Präsidentin Dalia Grybauskaitė. Auch die Regierungen von Estland und Lettland befürchten eine Destabilisierung ihrer Länder durch Russland.

Erst seit 1990 ist Litauen wieder ein unabhängiger Staat, nachdem es 1940 zum Teil der Sowjetunion geworden war. Wie unsicher dieser Status ist, erfuhren die Litauer, als 1991 prosovjetische Kräfte die junge Demokratie mit Panzern stürzen wollten. Eine ähnliche Entwicklung zur Unabhängigkeit nahmen die beiden anderen baltischen Staaten, in denen der Anteil der russischsprachigen Minderheit in der Bevölkerung recht hoch ist: Ein knappes Drittel der Bevölkerung von Estland und mehr als ein Viertel der Einwohner Lettlands gehören dazu; in Litauen ist es jeder Zehnte. Allerdings scheint die Sehnsucht, wieder zu Russland zu gehören, recht klein zu sein: In einer Umfrage in Lettland bezeichnete sich ein Großteil der russischen Minderheit als lettische Patrioten.

Die Angst vor dem russischen Großmachtstreben ist groß: Das litauische Verteidigungsministerium gab kürzlich sogar eine Broschüre heraus, die Bürger auf eine Invasion vorbereiten soll. Mit Streiks, Blockaden und Hackerangriffen solle sich die Bevölkerung bei einer möglichen Aggression wehren, dabei aber stets ruhig und bedacht handeln.

Die Nato, deren Mitglied die baltischen Staaten seit 2004 sind, schickte bereits Kampfflugzeuge zur Luftüberwachung in die Region, die russische Seite wiederum flog mehrfach Scheinangriffe auf den Nato-Luftraum. Die Wirtschaftssanktionen, die wegen der Ukraine-Krise von der EU gegen Russland verhängt wurden, treffen Litauen besonders hart: Russland ist für das kleine Land der wichtigste Exportmarkt. ← Arne Semsrott

Volltreffer

Gern zeigt sich der russische Präsident Wladimir Putin in kernigen Posen - wie hier bei der Jagd. Waffen sind für sein Land ein großer wirtschaftlicher Faktor: Mit einem Marktanteil von 27 Prozent ist Russland einerseits der zweitgrößte Waffenexporteur der Welt und steckt andererseits so viel Geld in Rüstung wie wenige andere Länder. Die Streitkräfte zählen über eine Million Menschen, zudem verfügt Russland über mehr nukleare Sprengköpfe als jedes andere Land.



„Halten Sie mich für tot“

Er löste eines der größten Probleme der Mathematik – aber noch mehr staunte die Welt, als er das Preisgeld von einer Million Dollar dafür ablehnte: Grigori Perelman ist eben oft unberechenbar. Porträt eines Genies

Von Jan Ludwig

→ In einer Novembernacht im Jahr 2002 erhält der US-Mathematiker Mike Anderson eine Mail. Er liest die Anrede „Sehr geehrter Herr Anderson“, dann den verlinkten Fachaufsatz, aber er versteht ihn nicht ganz. Bis in die Morgenstunden beschäftigt ihn der Inhalt. Auch bei seinen Kollegen, die die gleiche Mail bekommen haben, bleibt in dieser Nacht das Licht an. „Sehe ich das richtig“, schreibt Anderson um 5:38 Uhr seinen Kollegen, „hat dieser Grigori Perelman da gerade fundamentale Probleme der Mathematik gelöst?“

Er sah richtig. Perelman, der Absender, hatte soeben den Mount Everest der Mathematik bestiegen. Das Problem war nur, dass er mit Höhenkrankheit wieder runterkam.

36 Jahre zuvor, 1966, wurde Grigori Perelman in Leningrad geboren. Früh zeigt sich bei ihm das Talent, mathematische Probleme zu lösen. Die Begabung hat er von seiner Mutter, die daraus nichts machen konnte, weil sie das Pech hatte, doppelt benachteiligt zu werden – als Jüdin und als Frau. So schickt sie ihren Sohn in den Matheclub, später in die Leningrader Matheschule Nr. 239. Selbst unter den Exzentrikern der Schule ist Grigori bald der Kauz. Er sitzt in der letzten Reihe, meldet sich nur dann, wenn kein anderer weiterweiß, und hält ansonsten den Mund. Wenn er über Aufgaben grübelt, summt er Violin-Soli. Auf Sonntage freut er sich besonders. Da kann er endlich ein paar Aufgaben in Ruhe lösen.

Mathematik ist zu dieser Zeit ein Staatssport, einer, der sowjetische Bürger selbst im Westen zu gut bezahlten Koryphäen macht – ganz ähnlich wie beim Schach, das in Russland seit jeher mit großem Eifer gespielt wird. In jedem zweiten Jahr

gewinnt das Team der Sowjetunion die Internationale Mathematikolympiade. Auch Perelman macht 1982 mit, als 16-Jähriger. Ergebnis: Höchstpunktzahl. Goldmedaille.

Mit 16 geht er von der Schule ab, promoviert mit 24. Er beginnt sich immer mehr wie das Fach zu verhalten, das er beherrscht: logisch, nach strengen Regeln und für die meisten Menschen undurchschaubar. Ein Kommilitone erinnert sich, dass er stets dasselbe Sakko getragen und immer das Gleiche gegessen habe. Über Brot habe er oft gesprochen, das sei ihm irgendwie sehr wichtig gewesen. Die Fingernägel lässt er so lang wachsen, bis sie sich krümmen.

Perelman hat damals das Glück, in die Zeit von Perestroika und Glasnost hineinzuwachsen. Die Sowjetunion öffnet die Türen nach innen und nach außen. Anfang der 90er-Jahre geht er in die USA, forscht und lehrt ein paar Jahre, löst ein mathematisches Meisterproblem namens „Seelen-Theorem“ und kehrt 1995 zurück.

Sein Spezialgebiet: Topologie. Er und seine Kollegen rätseln über „Alexandrow-Räume“ und den „Ricci-Fluss“. Und das Problem von Poincaré. Als er beginnt, das Problem zu erforschen, erzählt er niemandem davon. Mit gutem Grund: Einige Dutzend Mal hatten Mathematiker behauptet, das Problem von Poincaré gelöst zu haben. Sie irrten. Bis Perelman in jener Nacht im Jahr 2002 auf den Senden-Knopf drückte.

Vier Jahre später verleiht man ihm die Fields-Medaille, eine der höchsten Auszeichnungen der Mathematik, vergleichbar mit einem Nobelpreis. Perelman lehnt sie ab. Seine Begründung: Wer eines der sieben Welträtsel gelöst hat, welche Anerkennung braucht er dann noch? Weil die Poincaré-Vermutung zu den sogenannten Millenniumsrätseln gehört, bietet man ihm sogar ein Preisgeld von einer Million Dollar an. Und Perelman? Lehnt ab. Das Geld habe ein anderer genauso verdient.

Mehr als mit seinem Beweis erlangt er mit diesen Gesten Weltruhm. Doch je intensiver sich die Öffentlichkeit für ihn interessiert, desto mehr zieht er sich zurück. Reportern, die nach ihm fragen, sagt er bald: „Halten Sie mich für tot.“

Nur einmal noch spricht Perelman mit einer Journalistin. „Ich interessiere mich weder für Geld noch für Ruhm“, vertraut er einer Reporterin des „New Yorker“ an, während sie 2006 durch St. Petersburg spazieren. „Ich suche nach ein paar Freunden. Sie müssen auch keine Mathematiker sein.“ ←



That's All

**Ewiger Ruhm den Kosmonauten!
Im Sternenstädtchen,
in dem schon Juri
Gagarin trainierte, werden
Astronauten aus der
ganzen Welt ausgebildet.
Unser Autor war an einem
Ort, wo sich Russlands
Stolz nicht nur aus
der Vergangenheit speist**

Von Alexei Makartsev



Das ist aber schwer: Mit dieser riesigen Zentrifuge wird man derart beschleunigt, dass ein Vielfaches des eigenen Körpergewichts auf einem lastet

→ Mit 18 Jahren verlor die Engländerin Sarah Brightman ihr Herz an einen Raumschiffsoldaten – nur für kurze Zeit und auch nur in einem Tonstudio. Mit dem Song „I Lost My Heart to a Starship Trooper“ landete sie 1978 einen ersten Hit, bevor sie als Sopranistin vor allem in Musicals wie „Phantom der Oper“ richtig berühmt wurde.

Fast 37 Jahre später kann Brightman nun einen echten Weltraumhelden kennenlernen und vielleicht sogar eine längere emotionale Bindung knüpfen. Denn derzeit trainiert sie gemeinsam mit russischen Kosmonauten auf einem ehemaligen Militärgelände bei Moskau für ihren geplanten Ausflug auf die Internationale Raumstation ISS.

Ende Januar übte die mittlerweile 54-Jährige in einem verschneiten Wald bereits das Überleben in der Wildnis nach der Rückkehr aus dem All. Man weiß ja nie, wo man landet: So hackte die Sängerin Holz, baute aus Teilen der Landekapsel eine Notunterkunft und bereitete Essen auf einem Lagerfeuer zu. Angeblich zahlt Brightman der russischen Weltraumbehörde GK Roskosmos etwa 45 Millionen Euro für den zehntägigen Trip in den Orbit, der im Oktober stattfinden soll. Doch vorher muss die Britin auf der Erde noch Russisch pauken, die Schwerelosigkeit trainieren und medizinische Tests bestehen. Für die Dauer der neunmonatigen Ausbildung wird das berühmte Sternenstädtchen für die Weltraumtouristin zur zweiten Heimat.

Sie nennen sich stolz die „Sternenmenschen“. Die 6.300 Bewohner des 25 Kilometer nordöstlich von Moskau gelegenen Dorfes Swjosdny Gorodok wissen, dass sie an einem der legendärsten Orte Russlands leben. Denn hier kann man die Grundlagen der außererrestrischen Existenz erlernen. Und hier begann für jeden der bislang 119 russischen Kosmonauten und der sieben Weltraumtouristen der Weg zu den Sternen.

Die idyllische Siedlung liegt vor neugierigen Augen in einem Wald versteckt. Die Besucher des Sternenstädtchens werden am ersten Tor von Wachen misstrauisch beäugt. Hinter einem zweiten Tor beginnt das Trainingsgelände des Zentrums für die Ausbildung der Kosmonauten (ZPK). Bis in die 90er-Jahre war das ZPK noch ein geheimes Militärprojekt.

Die Legende hat ihren Ursprung in den 50er-Jahren, als der Weg ins Weltall zu einem Wettkampf wird zwischen den USA und der Sowjetunion, die ihn letztlich für sich entscheidet. In der Raumkapsel „Sputnik 2“ schickt sie 1957 die Hündin



Die Anzüge der
Astronauten warten
schon auf die nächsten
(zahlungskräftigen)
Besucher. Auch
Laien können im
Sternenstädtchen ihre
Weltraumtauglichkeit
testen



In echten Raumkapseln kann man hier das Andocken im Weltall üben. Auch die Besatzung der Internationalen Raumstation ISS bereitet sich hier vor



Laika ins All und wenig später den ersten Menschen. Am 12. April 1961 verbringt der 27-jährige Major Juri Gagarin 108 Minuten in der Erdumlaufbahn und ebnet damit der Menschheit den Weg ins Universum. Heute erinnert im Sternenstädtchen ein großes Gagarin-Denkmal an ihn, aufgestellt vor seinem früheren Wohnhaus. Hier feiert man gerne Hochzeiten und Jubiläen, hier wird jeder zurückgekehrte Kosmonaut mit Ehren empfangen.

Schon früher lebte man hier privilegiert – mit sauberen Straßen und vollen Regalen

Sieben Jahre nach Gagarins Flug wurde die Militärsiedlung in Sternenstädtchen umbenannt. Während landesweit in den Regalen der Geschäfte nicht allzu große Warentvielfalt herrschte, genossen die „Sternenmenschen“ zu Sowjetzeiten eine privilegierte Versorgung. Hier waren die Straßen sauberer als in der Moskauer Innenstadt, wurden neue Telefonanschlüsse schneller als anderswo bereitgestellt.

Noch heute ist dieser besondere Status des Sternenstädtchens spürbar. Die Alleen der Siedlung sind sauber gefegt, es

herrscht Ruhe und Ordnung, und man findet keine Verkehrstaus oder aufdringliche Werbung, die im benachbarten Moskau zum Alltag gehören. Abgesehen davon ist das Weltraumdorf eine fast normale Siedlung, nur dass viele Namen hier außerirdische Assoziationen wecken. „Orbit“ heißt das örtliche Hotel, „Kosmos“ die Wohnungsbaugesellschaft. Und wenn sich die Dorfbewohner erholen wollen, dann gehen sie zum Sternensee.

Bis heute dreht sich im Sternenstädtchen alles um die Ausbildung von Kosmonauten. Im Herzen des ZPK steht eine 200 Meter lange und 20 Meter hohe Halle, die mit grauweißen Kugeln und Tonnen vollgestellt ist. Eine von ihnen ist ein Nachbau der ehemaligen Raumstation „Mir“ in Originalgröße. Der zentrale Raum der „Mir“ erinnert an ein Flugzeugcockpit aus den 80er-Jahren. Der Fremdenführer zeigt einen großen Topf mit Schläuchen und Trichtern, die an einen Feuerlöscher erinnern. „Das ist unsere Weltraumtoilette“, sagt er. „Sie entzieht dem Urin Wasser und spaltet es zu Atemluft. Genauso eine steht da oben auf der ISS.“

Etwas weiter entfernt sitzt in einer engen Kugel ein Kosmonaut und übt am Bildschirm das Andockmanöver in 400 Kilometern Höhe. Viele Dutzende Male muss der Mann im weißen Spezialanzug das rotierende Fadenkreuz perfekt ausrichten können, um zum Schluss die strenge Prüfung zu bestehen. Bereits der Abzug einer hundertstel Note könnte eine vielversprechende Weltraumkarriere vorzeitig beenden.

In einer anderen Halle kann die Höllenfahrt ins All simuliert werden. Die Zentrifuge ZF-18 ist 18 Meter lang und 305 Tonnen schwer und beschleunigt ihren durch die Halle sausen den Arm auf 250 Stundenkilometer. Während der angehende Kosmonaut mit dem Vielfachen seines Körpergewichts in seinen Sitz gedrückt wird, werden seine Knochen von Röntgenstrahlen durchleuchtet. Zur gleichen Zeit prüfen Experten die Reaktionsschnelligkeit des Kandidaten. Auch hier gilt: Ein Anwärter, der Schwäche zeigt oder gar in Ohnmacht fällt, fliegt raus. Wer die Zentrifuge übersteht, muss weitere harte Prüfungen absolvieren, etwa in einer Druckkammer oder im zwölf Meter tiefen Riesentank mit fünf Millionen Liter Wasser. In diesem „Hydrolabor“ werden unter Extrembedingungen die Weltraumspaziergänge simuliert. „Die einen Kollegen wollen den Heldenorden, den anderen geht es um die Erfüllung eines Traumes“, sagt Wassili Zibljew, der bis 2009 Ausbildungschef im Sternenstädtchen war.

Auch Laien können sich neuerdings hier ihre Träume erfüllen. Um zu überleben, hat das unterfinanzierte ZPK seit den 90er-Jahren seine Anlagen für die kommerzielle Nutzung freigegeben. Mit genügend Geld kann heute jeder Kosmonaut spielen: So probieren die Besucher etwa das Raumfahreressen aus der Tube, oder sie schlüpfen in den Weltraumanzug „Orlan“, den Kosmonauten auf dem Weg zur ISS benutzen. Für 900 Euro darf man in die Zentrifuge steigen und durch den Raum rasen. Erst neulich saß ein Deutscher in dem futuristischen Riesenapparat: Für die Fernsehshow „Duell um die Welt“ ließ Joko seinen TV-Partner Klaas derart beschleunigen, dass sich dessen Gesicht unter dem Eindruck der Fliehkräfte verformte, als sei es aus Knetgummi. Fieserweise musste Klaas dabei auch noch „Angels“ von Robbie Williams singen. „I Lost My Heart to a Starship Trooper“ von Sarah Brightman hätte irgendwie besser gepasst. ←

..... NACHBAR RUSSLAND:
ASERBAIDDSCHAN / ARMENIEN



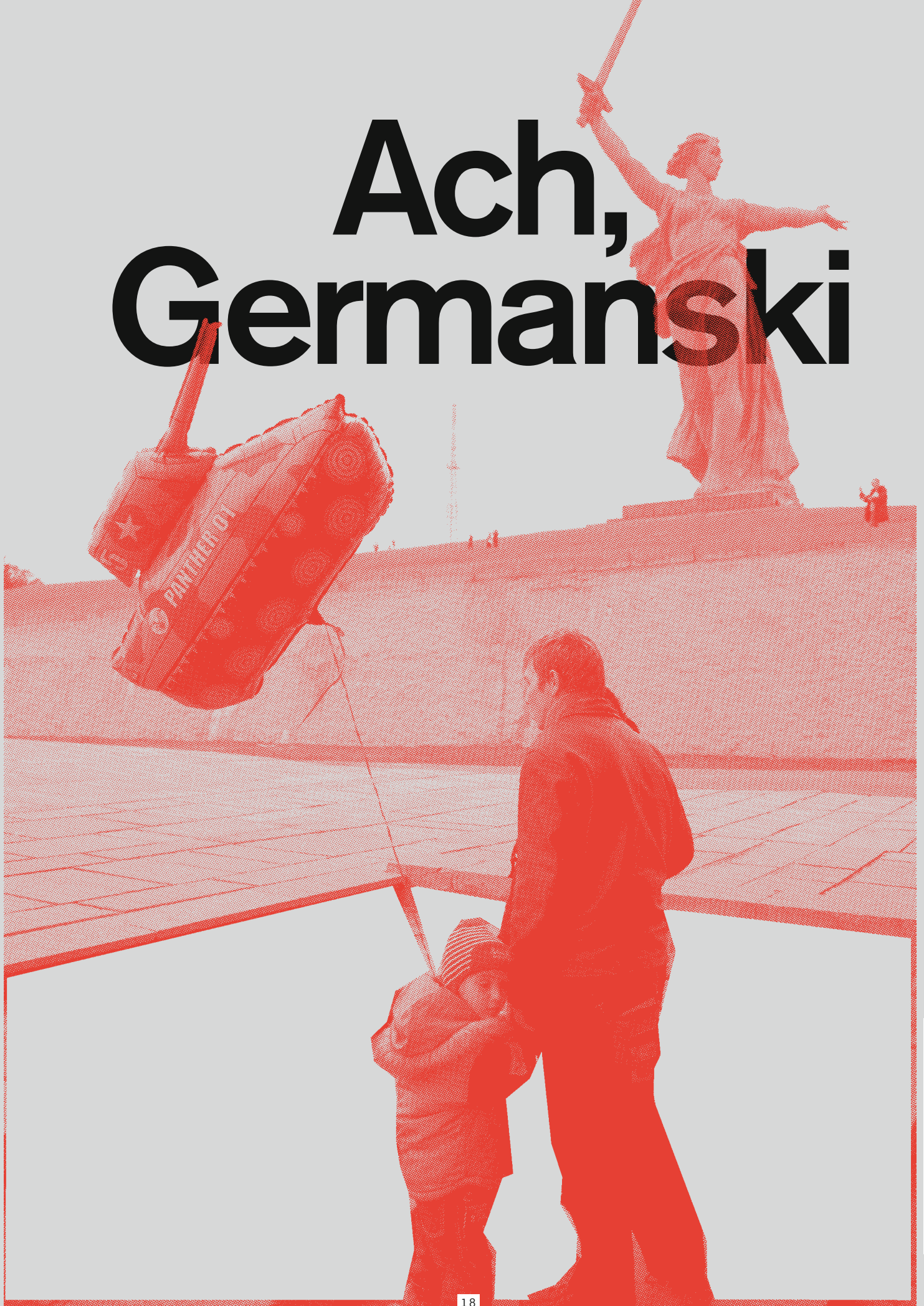
Eingefrorener Konflikt

→ Seit 23 Jahren gibt es den Konflikt zwischen Armenien und Aserbaidschan. Von 1992 bis 1994 kämpften die beiden Länder östlich der Türkei um die Region Bergkarabach, die völkerrechtlich seit 1921 zu Aserbaidschan gehört, in der sich aber die armenische Bevölkerungsmehrheit immer wieder diskriminiert fühlte und revoltierte.

Seit dem Waffenstillstand ist der Konflikt zwar eingefroren, aber keineswegs beseitigt. Denn die Region ist gleichzeitig auch Spielfeld der Machtpolitik von Russland, der EU und den USA. 2013 sollte Armenien einem Assoziierungsabkommen mit der EU beitreten. Der Vertrag, oft als Vorstufe zu einem EU-Beitritt betrachtet, war schon fast in trockenen Tüchern, als Armenien eine Kehrtwende machte und verkündete, stattdessen einer Zollunion mit Russland beizutreten. Das Zugeständnis ist der machtpolitischen Realität geschuldet: Armenien ist sicherheitspolitisch vollkommen von Russland abhängig. Nicht nur das Wettrüsten mit Aserbaidschan verschlingt die Ressourcen des kleinen Landes, auch die Beziehungen zur Türkei bleiben problematisch. Kern der Auseinandersetzung ist der 100 Jahre zurückliegende Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich – ein Verbrechen, das Armenien von der Türkei anerkannt haben will.

Auf der anderen Seite wird Aserbaidschan von den USA und Israel unterstützt, die den Staat zu einem Bollwerk gegen den Iran aufbauen wollen. Die Bodenschätze Aserbaidschans wecken außerdem Begehrlichkeiten bei den Nachbarn, nicht zuletzt in Russland, das sich mit dem Staatskonzern Gazprom den Zugang zu den Gasreserven des Landes gesichert hat. Die Menschenrechtsverletzungen, die das aserbaidschanische Regime begeht, spielen dabei keine Rolle. ← Arne Semsrott

Ach, Germanški





In Wolgograd, das früher Stalingrad hieß, ist das Gedenken an die Schlacht im Zweiten Weltkrieg allgegenwärtig. Und es ist ein ziemlich bedrückendes Gefühl, durch eine Stadt zu laufen, in die deutsche Soldaten Tod und Verderben brachten

Von Christian Litz

Unser Autor (oben mit Kriegsveteran) ist über 3.000 Kilometer mit dem Auto von Hamburg nach Wolgograd gefahren

Das Denkmal „Mutter Heimat ruft!“ wird von Familien und Schulklassen besucht. Es erinnert an die Schlacht zwischen der deutschen Wehrmacht und der Roten Armee, die in Stalingrad tobte

→ Wenn die Sonne versinkt, geht an der Spitze des 33 Meter langen Schwertes ein Licht an. Es leuchtet über dem 85 Meter hohen Denkmal „Mutter Heimat ruft!“ auf dem Mamajew-Hügel – eine fast 8.000 Tonnen schwere Kolossalstatue, die eine Frau mit wehendem Gewand zeigt, die ein Schwert emporreckt. Erbaut im Andenken an den „Großen Vaterländischen Krieg“, wie der deutsch-sowjetische Krieg als Teil des Zweiten Weltkriegs in Russland genannt wird.

Damals hieß die Stadt noch Stalingrad, und dieser Name hat sich tief in das kollektive Gedächtnis der Menschheit gefressen. Im Spätsommer 1942 wurde die Stadt, die 1.000 Kilometer südlich von Moskau an der Wolga liegt, von 230.000 deutschen Soldaten und ihren Verbündeten besetzt, von denen nur wenige überlebten. Bereits im November 1942 wurde Stalingrad von der Roten Armee eingekesselt. Hitler-Deutschland erlebte eine vernichtende Niederlage, bei der auch Tausende Zivilisten ums Leben kamen, die wegen der Einkesselung nicht mehr versorgt werden konnten. Die Schlacht, die bis zum März 1943 wütete, gilt als Zäsur.

Als der Krieg begann, hatte die Industriestadt Stalingrad mehr als 400.000 Einwohner. Dazu kamen viele Russen, die vor den deutschen Soldaten aus anderen Städten geflohen waren. Aus Stalingrad durften sie nicht weg, das hatte Stalin verboten, selbst als die Stadt von der Wehrmacht besetzt wurde. Die Stadt und ihre Verteidigung sollten zum Symbol des Widerstands werden. Unter den Eingeschlossenen kam es zu Kannibalismus, die Menschen erfroren in einem besonders harten Winter bei bis zu minus 40 Grad.

Der Kampf um Stalingrad kostete mindestens 700.000 Menschen das Leben, die Mehrzahl davon sowjetische Soldaten. Noch immer werden in der Stadt Knochen von Menschen gefunden, die damals starben.

Zur Statue geht es von der Wolga steil hoch über viele Treppen, die einem den Atem nehmen. Vorbei an Denkmälern im neoklassizistischen Stil: Muskelberge, verzerrte Gesichter, Wille, Kraft aus allen Blickwinkeln. Menschen werden hier als Götter abgebildet. Durch einen Bogen mit der Aufschrift „Gedenkstätte für die Soldaten der Roten Armee, die in der

Schlacht um Stalingrad im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945 fielen“ geht es zum „Stand des Todes“, einer Zwölf-Meter-Statue, ein muskelbepackter Held aus Granit, der mit blankem Oberkörper und einer Maschinenpistole eine Handgranate schleudert.

Ein alter Mann mit einem langen Mantel und dicker Mütze sieht, dass ich stehen bleibe, um mir den Granithelden anzuschauen. Er sagt „Schukow“ und deutet auf die Statue, in der manche Marschall Georgi Schukow erkennen wollen, sowjetischer Feldherr im „Großen Vaterländischen Krieg“. Als ich „Germanski“ sage, berührt der alte Mann meine Schulter. Als wolle er schauen, ob ich wirklich echt bin.

Von dem Denkmal gehen Treppen hinauf durch eine künstliche Schlucht, an ihren steilen Wänden steinerne Reliefs mit Kriegsszenen. Aus versteckten Lautsprechern hallen Schlachtgeräusche, darunter auch Todesschreie. Der Gedenkpark ist voller Schulklassen, dazu Familien mit Kindern. Ein Junge hält einen grünen Luftballon in Form eines Panzers.

Zwei Inder mit einem russischen Touristenführer sind außer mir die einzigen Nichtrussen, die ich in vier Tagen Wolgograd treffe. Viele Russen sind von weit her gekommen. Jeder sei einmal hier in seinem Leben, sagt ein 52-jähriger Mann aus Moskau. Manche nennen den Park „sozialistisches Disneyland“, für andere ist es schlicht „totalitärer Kitsch“.

Ein kleines Tor führt ins Innere eines Hügels, eine Treppe geht steil hinunter in eine riesige runde Tempelhalle,



die nach oben offen ist. Goldene Wände, in die Namenslisten von Gefallenen graviert sind, symphonische Musik mit einem Trauerchor, eine flackernde Fackel, Soldaten in starrer Haltung, stundenlang. Weiter über einen Wendelweg entlang der Wand rund um die Halle nach oben. Ins Freie auf einen großen Platz. Auf ihm marschieren Soldaten in grüngrauen Paradeuniformen. Im Gleichschritt lassen sie ihre Stiefel auf die Steinplatten knallen. Ihr Kommandant brüllt zu jedem Schritt.

Weiter südlich, in der Nacht. Auf der westlichen Seite der Wolga am Ende einer Allee voller Statuen wird es laut. Eine Gruppe junger Leute zündet Fackeln an, eine Anlage ballert trashige Tanzmusik mit russischen Texten in die Nacht, russischer Rap, ab und zu Metal-Rock. Man feiert ein Examen. Junge Frauen, trotz der Kälte mit Miniröcken und tiefen Ausschnitten, heben Gläser. Schreie, Jubel, Kreischen. Jungs köpfen Krimsektflaschen. Einer mit rasiertem Kopf, schwarzem Anzug und weißem Hemd schlägt einer Flasche mit einer Art Säbel den Hals ab, ein anderer ruft „Schampanski, Schampanski“.

Wodkaflaschen gehen rum. Einer der Jungs schmeißt eine leere Flasche gegen eine Mauer, ein paar lachen herüber und winken. Dann kommen zwei mit Flaschen zu mir herüber. Sie sagen „Party“ und „Diploma“, fragen nach meinem Namen und merken: „Germanski“. Das verändert die Stimmung. „Germanski?“ Einer lacht erschrocken, einer wird ganz ruhig. Ein

anderer berührt meine Schulter wie der Mann am großen Denkmal. „Germanski?“ Jetzt kommen immer mehr hinzu. Ich beginne mich unwohl zu fühlen und gehe. Sie rufen noch etwas hinter mir her, das ich nicht verstehe. Ich steige in mein Auto und winke noch kurz. Zum ersten Mal seit ich hier bin, finde ich es seltsam, mit einem deutschen Nummernschild durch die Stadt zu fahren.

Sie feiern ausgelassen, aber als ich dazukomme, werden alle ganz still



Im Zentrum Wolgograds: Ein alter Mann mit Orden auf der Brust steht an einem großen Platz. Im Kopf habe ich sofort die Rechnung: Sagen wir, er ist 80, das heißt Jahrgang 1934. Dann kann er sich noch erinnern, aber gekämpft hat er nicht. Ich werde es nicht genau erfahren, denn wir kommen nicht ins Gespräch.

Die Kellnerinnen in grünbraunen Uniformen in einem Café mit W-LAN und zuckersüßen Törtchen – ganz in der Nähe, wo früher das deutsche Oberkommando saß. Sie lachen, als ich auch am dritten Tag wiederkomme. Sie wollen jetzt etwas wissen über Deutschland, fragen in schlechtem Englisch. Sie sagen, die meisten Wolgograder seien erst nach dem Krieg hergekommen. „Wiederaufbau.“ „Wiedergeburt.“ Gedenken sei schön und gut und wichtig auch, sagt eine, aber: „Ist Vergangenheit.“ Sie macht eine lange Pause, lacht kurz, sagt: „Ja, besondere Stadt.“

Vor der Tür, mitten auf der Straße, üben junge Menschen in grünen Uniformen das Marschieren mit Fahnen. Sie seien, sagt Natalja, 16, „Naschi“ – „die Unseren“, die kremlnahe Jugendorganisation (siehe Seite 32). „Wir üben für morgen“, sagt Natalja. „Gedenktag.“ Es ist einer der Feiertage, die in Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg stehen und an denen die Stadt in Stalingrad umbenannt wird.

Später gehe ich zum „Panorama-Museum Schlacht von Stalingrad“ am Wolga-Ufer. Es ist riesig, auf dem Platz davor spucken Busse Jugendliche aus. Wenige Erwachsene gehen die Reihen ab, zupfen an Uniformkragen. Einige Mädchen und Jungen lachen nervös. Ein paar machen Handyfotos vor dem Panzer, der auf dem Vorplatz steht.

Die Tore öffnen sich, die Jugendgruppen gehen im Gleichschritt hinein. Drinnen ist ein Relief namens „Die Zerschlagung der deutschen faschistischen Armee vor Stalingrad“. Alte Männer mit Dutzenden Orden an der Brust halten lange Reden. Eine Frau, die für das Museum arbeitet, sagt, heute sei ein schlechter Tag, sie etwas zu fragen. „Schauen Sie nur zu.“ Und: Das sei ein Museum für Russen, es gebe kein Material in anderer Sprache. Hier sei man „im Herzen Russlands“. Sie schaut, als würde sie sich über sich selbst wundern. ←



1961 wurde die Stadt im Zuge der „Entstalinisierung“ wieder in Wolgograd umbenannt. An sechs Feiertagen im Jahr heißt sie aber Stalingrad. An diesen Tagen kommen die meisten Besucher, darunter viele ältere Leute

Auf nach Kalifornien

Russlands Zukunft liegt nicht in China, sondern viel weiter östlich. Das meinen zumindest Yulia Zhuchkova und Wladislaw Inosemzew*



Power Bridge: Wladiwostok ist Russlands wichtigste Hafenstadt am Pazifik. Die über drei Kilometer lange Russki-Brücke ist ein Symbol für den wirtschaftlichen Aufschwung

→ Wenn man von Russland aus in den Osten reist, erreicht man verschiedene Länder: Von Wladiwostok aus geht's nach Japan, von Sachalin aus käme man an die Westküste der USA, und wer in Magadan das Schiff besteigt, um über den Pazifik zu fahren, würde in Kanada landen. Nordamerika mag für Deutsche ein wesentlicher Teil der westlichen Hemisphäre sein, für Russland ist es der Ferne Osten, der so fern gar nicht ist: An der Beringstraße liegen Russland und Alaska nur rund 85 Kilometer auseinander, und es gab in den vergangenen Jahrzehnten Überlegungen, eine Brücke oder einen Tunnel zu bauen.

Diese Perspektive ist auch für Russland neu. Wenn bislang von Moskaus Ostpolitik die Rede war, meinte man China oder andere Länder Asiens, denen man sich zugewandt hat, um die zunehmend schlechteren Beziehungen zu Europa auszugleichen. Denn der Schwenk nach Osten ist vor allem ein Abrücken vom Westen: Die unterkühlten Beziehungen zu Europa

lassen einen eurasischen Wirtschaftsraum attraktiv erscheinen – am besten einen unter Moskaus Führung. Wobei man im Kreml hofft, durch eine engere Verbindung zum Wirtschaftsgiganten China selbst Macht zurückzugewinnen.

Doch es sieht ganz so aus, als lohne sich diese Allianz nur für China, das aus Russland günstig Rohstoffe für seine Industrien importiert. Genau diese Abhängigkeit von Rohstoffen hat Russland das derzeitige Dilemma beschert. Der Öl- und Gasreichtum hat die russische Wirtschaft träge gemacht, in den Aufbau anderer Industriezweige wurde viel zu wenig Geld gesteckt. Der derzeit niedrige Ölpreis verdirbt die Bilanzen.

Russland ist für China ein riesiger Absatzmarkt und gleichzeitig das gelobte Land der billigen Rohstoffe. Die Waren, die Russland selbst nicht mehr produziert, werden zu einem großen Teil aus China eingeführt. Zugleich hat China kein Interesse an einer nachhaltigen Entwicklung Russlands. Im Gegensatz zu manchen europäischen Staaten, die Russland gern mit Maschinen beliefern würden.

In diesem Dilemma bietet sich Russland eigentlich nur eine vernünftige Perspektive: Sein Potenzial liegt am Pazifik. Handelsbeziehungen zu anderen Pazifikanrainern wie Kanada,

den USA, Mexiko und den Ländern Lateinamerikas sind vielversprechender als die einseitige Beziehung zu China. Die Länder, die in Russlands Osten liegen, sind technologisch gut entwickelt und haben finanzielle Ressourcen, mit denen sich die ländlichen Regionen Russlands entwickeln ließen. In dem Maße, wie China zur wirtschaftlichen Supermacht aufsteigt, werden sich diese Länder neue Partner in Asien suchen – und das rohstoffreiche Russland ist da keine schlechte Option. Die USA, Japan und Kanada könnten bei der Erschließung Sibiriens helfen.

Europa hat nach 1991 den Fehler gemacht, Russland nicht in seine politischen und wirtschaftlichen Strukturen zu integrieren. Russlands Antwort darauf war die Rückbesinnung auf imperiale Verhaltensmuster, die letztlich auch zum Krieg in der Ostukraine geführt

haben. Auch der Westen sollte Interesse daran haben, dass sich Russland wirtschaftlich so entwickelt, dass es diese chauvinistische Art der Politik nicht nötig hat. Europa und die USA sollten Russland im Pazifikraum eine wesentlich größere Rolle zubilligen, der Zeitpunkt dafür könnte bald kommen. Dann nämlich, wenn Russland merkt, dass es mit der derzeitigen Annäherung an China nichts gewinnen kann. ←

***Yulia Zhuchkova ist Mitarbeiterin des Zentrums für postindustrielle Studien in Moskau, Wladislaw Inosemzew ist dessen Direktor und seit März Gastwissenschaftler bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Berlin.**



Alaska back to Russia!

→ Es sollte nur ein Scherz sein, und auf YouTube sollte das Gespräch natürlich auch nicht landen. „Wir haben schon die Krim, aber das ist noch lange nicht alles“, tönte der russische Botschafter in Eritrea in einem Telefonat mit seinem Amtskollegen in Simbabwe und fügte an: „Künftig werden wir auch Katalonien, Venedig, Schottland und Alaska einnehmen.“

Eine ziemliche Geschmacklosigkeit, die die Weltöffentlichkeit empörte – allerdings gibt es zumindest in Alaska einige Bürger, die tatsächlich davon träumen, zu Russland zu gehören. Am 21. März letzten Jahres startete ein US-Amerikaner aus dem 49. Bundesstaat eine Kampagne mit dem Titel „Alaska back to Russia“. Auf der Website des Weißen Hauses, auf der man Petitionen erstellen kann, begründete er seinen Vorstoß unter anderem damit, dass es vor 16.000 Jahren zwischen Nordamerika und Russland eine Landverbindung gab – dort, wo sich heute mit der Beringstraße eine eisige Meerenge zwischen Asien und Amerika befindet. Damals hätten sibirische Völker in Alaska gesiedelt.

Tatsächlich war Alaska einst eine russische Kolonie, bis Zar Alexander II. 1867 aufgrund der prekären finanziellen Situation nach dem sogenannten Krimkrieg beschloss, das ohnehin fast menschenleere und unrentable Land an die USA zu verkaufen. Dieser Kauf war mit einem Preis von nur 4,74 Dollar pro Quadratkilometer einer der billigsten Landkäufe der Geschichte. Dennoch gab es in den USA eine Menge Gegner, die es nicht fassen konnten, dass der damalige US-Präsident Andrew Johnson

ein riesiges „Eisbärengehege“ erwarb. Doch der Kauf erwies sich als Glücksgriff: Nur wenige Jahrzehnte später wurde in Alaska Gold gefunden, am Klondike River setzte ein wahrer Goldrausch ein. Rund 70 Jahre später, 1968, entdeckte man zudem an der Polarmeerküste riesige Erdölfelder, die bis heute zum Wohlstand der USA beitragen. Kein Wunder also, dass es immer wieder russische Politiker gab, die den Verkauf Alaskas am liebsten rückgängig gemacht hätten. In den USA stellte man sich aber stets taub, wenn es um den Status der größten Exklave der Welt ging.

Natürlich hat auch die Petition „Alaska back to Russia“ nichts daran

geändert – obwohl sie durchaus auf Resonanz stieß. Nach drei Tagen hatten den Antrag schon 14.000 Personen unterschrieben, nach zwei Wochen 35.000. Beachtlich, denn Alaska hat nur 700.000 Einwohner. Allerdings wird eine Eingabe erst dann vom Weißen Haus beantwortet, wenn sie mindestens 100.000 Leute für sich gewinnt – und das innerhalb eines Monats. Und so scheiterte das Gesuch mit gut 42.000 Unterschriften am Ende doch recht deutlich. Vielleicht hat der Urheber der Petition zu einem späteren Zeitpunkt mehr Erfolg mit seinem Anliegen: Irgendwann werden die Erdölquellen in Alaska erschöpft sein. ← Damian Correa





Into the wild

Russland ist über das ganze Land gesehen sehr dünn besiedelt. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte liegt bei 8,36 Einwohnern pro Quadratkilometer (in Deutschland sind es 226). Viele der Menschen, die in der Wildnis leben, versorgen sich selbst. Sie gehen fischen, jagen Tiere oder bauen Gemüse und Obst an. Auf den neusibirischen Inseln gibt es noch eine andere Art, sein Leben zu bestreiten: Dort geht man auf die Suche nach Mammutknochen, die dort noch recht häufig in der Erde zu finden und sehr wertvoll sind. So zufrieden wie der Mann auf unserem Bild aus seinem Erdhaus schaut, scheint er fündig geworden zu sein.



Vom Kämpfen

Schwulenfeindlichkeit, Staatsmedien, die
Propaganda verbreiten und Einschüchterung
von Oppositionellen: Es gehört Mut
dazu, diese Zustände in Russland zu
kritisieren. Die Schriftstellerin
Natalja Kljutscharjowa tut es dennoch

Interview: Andreas Pankratz



Seit dem Sommer 2013 gibt es in Russland
ein Gesetz, das positive Äußerungen über
Homosexualität in Medien oder in Anwesenheit
von Minderjährigen unter Strafe stellt. Bei
Demonstrationen dagegen kommt es immer wieder
zu Prügeleszenen wie hier auf der Gay-Pride im
Sommer 2013 in St. Petersburg

→ **fluter:** Worauf sind Sie in Ihrem Land besonders stolz?

Natalja Kljutscharjowa: Das Potenzial und Talent meiner Mitmenschen, außergewöhnliche Dinge zu leisten. Doch wir nutzen diese Fähigkeiten, die in dem Volk und dem Land stecken, viel zu wenig und entwickeln sie nicht weiter. Stattdessen herrscht eine unheimliche Härte und Kälte untereinander.

Wie macht sich das bemerkbar?

Seitdem sich der Konflikt in der Ukraine zugespitzt hat, wächst der Graben zwischen denen, die hinter der russischen Führung stehen, und den wenigen, die dagegen sind. Man merkt selbst in den zwischenmenschlichen Beziehungen eine Nervosität. Manchmal sehe ich, wie sich alte Frauen vor den Eingängen der Häuser im Streit anbrüllen.

War das jemals anders?

Anfang der 90er-Jahre, kurz nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, haben wir eine größere Freiheit verspürt. Der Alltag war freundlicher und optimistischer. Das Leben war schwer, aber die Menschen hatten keine Angst, ihre Meinung zu sagen, und suchten selbstbestimmt nach unterschiedlichen Möglichkeiten, ihr Leben zu führen. Aber das war nur ein kurzer Abschnitt unserer Geschichte. Jetzt ist es wieder riskant zu sagen, was man denkt. Die Propaganda bringt die Menschen auf den Kurs des Kremls. Wer Russland nicht so rosig sieht wie das Staatsfernsehen, gilt als Staatsfeind.

Machen die Repressionen die Menschen mundtot?

Nehmen wir zum Beispiel die Massenproteste im Jahr 2011, als Hunderttausende auf die Straße gegangen sind, um gegen die Wahlfälschungen zu demonstrieren. Viele von ihnen sind deswegen verhaftet und vor Gericht gezerzt worden, einige kamen ins Gefängnis. Das hat den Menschen gezeigt, was ihnen droht, wenn sie sich gegen die Staatsmacht auflehnen. Viele Oppositionelle haben das Land verlassen. Die wenigen, die noch für ihre Rechte kämpfen, haben keine Familie, um die sie sich sorgen müssten. Als ich noch 20 Jahre alt war, bin ich auch mit der Fahne auf die Straße gegangen. Heute mache ich das nicht mehr.

Viele haben sich aufgegeben. Sie zerstören sich selbst – sei es durch Drogen oder Alkohol

In Metropolen sieht man sagenhaften Reichtum, während die meisten Russen in trostlosen Vorstädten und vergessenen Dörfern leben. Wieso lassen sich das die Benachteiligten gefallen?

Sie sehen ihre Notlage, haben aber keine Hoffnung, etwas daran ändern zu können. Darum haben sich viele aufgegeben. Sie zerstören sich allmählich selbst. Sei es durch Drogen, Alkohol oder generell einen ungesunden Lebensstil.

Sie kritisieren mit Ihren Erzählungen und Essays das System und die gesellschaftlichen Zustände im Land. Haben Sie keine Angst vor staatlicher Verfolgung, schließlich haben Sie inzwischen zwei Kinder?

Eigentlich nicht. Ich persönlich bin noch nicht Ziel von Repressalien geworden. Aber es stimmt schon, die Bedrohung erscheint immer unmittelbarer – man nimmt sie nicht mehr wie früher nur vom Hörensagen wahr. Ein Beispiel: Eine Freundin engagiert sich in einer Organisation, die mit Hilfe aus Westeuropa lokale Projekte fördert. Ihr hat man nun klar zu verstehen gegeben, sämtliche Kontakte in den Westen abubrechen.

Es gibt seit Ende 2012 ein Gesetz, das russische Organisationen mit finanzieller Unterstützung aus dem Ausland als sogenannte ausländische Agenten diskreditiert. Die Arbeit zivilgesellschaftlicher Initiativen wird so erschwert.

Es geht ja noch weiter. Die NGOs sollen nicht nur von westlichen Geldmitteln abgeschnitten werden, sondern ihre Zusammenarbeit mit Europa gänzlich einstellen. Sonst wird man sie aus dem Verkehr ziehen.

Welche Kraft besitzen aus Ihrer Sicht unabhängige Medien?

Nur ein äußerst geringer Anteil der Bevölkerung nimmt die wirklich kritischen Medien wahr. Von denen gibt es auch nur wenige. Eigentlich nur die Zeitung „Novaja Gazeta“, der Radiosender „Echo Moskvj“ und einige Plattformen im Internet. Die Mehrheit der Russen glaubt ihnen nicht, denn sie bekommen im Fernsehen ständig zu hören, dass diese Medien Feinde des Landes sind.



Wir tanzen noch: Trotz der homophoben Gesetze gibt es in Russland eine rege Underground-Szene

Abgesehen vom Internetsender „Doschd“ besitzen die kremltreuen Sender in der TV-Landschaft ein absolutes Monopol.

Wenn ich mit Menschen rede, die ihre Informationen ausschließlich aus dem Fernsehen erhalten, denke ich, dass wir in zwei unterschiedlichen Ländern leben. In dem einen ist alles prima, und aus dem anderen fliehen die Menschen wie die Ratten vom sinkenden Schiff.

Manche Russen werden im Ausland als protzige Neureiche wahrgenommen. Sind Russen von Geld besessen?

Das Geld hat sich zu einem Selbstzweck entwickelt. Seit Jahren sind wirtschaftliche und juristische Studiengänge überfüllt, weil sie ein hohes Einkommen versprechen. Anderen Fakultäten bleiben die Studenten hingegen fern. Die meisten Menschen wählen einen Job mit dem Ziel, möglichst viel Geld zu verdienen, ohne Rücksicht auf die eigenen Talente und Interessen. Viele üben ihre Berufe ohne Können und Hingabe aus und sind unglücklich – selbst wenn sie viel verdienen.

Das ist im Westen möglicherweise nicht anders.

Der Wohlstand im Westen, sofern ich das beurteilen kann, ist aber in ein soziales Umfeld eingebunden, und zumindest der Idee nach stehen Arbeit und Verdienst in einem direkten Verhältnis. Die Arbeitswelt richtet sich nach den Menschen, in Russland ist es umgekehrt. Hier besitzen sie für die Marktwirtschaft außerhalb ihrer Arbeitsleistung keinerlei Wert.

Das erinnert an die Sowjetunion, wo das Individuum wenig zählte.

In der Erziehung ist das traditionelle sowjetische Modell immer noch vorherrschend: Die Eltern und die Familie erwarten von den Kindern Gehorsam. Das setzt sich in der Schule und an der Uni fort. So wachsen Menschen heran, deren zwischenmenschliche Beziehungen verkümmern. Immerhin kann man beobachten, dass immer mehr Menschen aufwachen: Sie schmeißen ihren ungeliebten Job hin und begeben sich auf die Suche nach ihrer eigentlichen Persönlichkeit. Dieses Downshifting ist besonders bei 20- bis 30-Jährigen beliebt – zumindest bei denen, die es sich leisten können.

Was muss geschehen, damit Russland ein demokratischer Staat wird?

Das ist ein Generationenprojekt. Es wird eine lange Zeit vergehen, bis wir es schaffen. Vielleicht werden unsere Kinder oder Enkelkinder in der Lage sein, eine demokratische Gemeinschaft aufzubauen – wenn wir uns alle sehr anstrengen. In der Gegenwart sehe ich dafür überhaupt keine Möglichkeiten. Auch die erste Generation, die Anfang der 90er-Jahre in einem freiheitlichen System geboren wurde, steht mittlerweile größtenteils unter dem Einfluss der autoritären Erziehung.

Wirkt sich die Stalin-Ära mit ihren Millionen Ermordeten noch auf die Gesellschaft aus?

Die humanitäre Katastrophe ist bis heute spürbar. Eine ungeheure Zahl von Menschen wurde getötet oder vertrieben, vor allem gebildete Menschen, Wissenschaftler und Künstler. Sie und ihre Nachkommen fehlen unserem Land jetzt, Menschen, die keine Angst haben, eigenständig zu denken und Dinge zu hinterfragen.

Nicht erst seit dem Ukraine-Konflikt sehen einige das derzeitige politische System als eine Art Neo-Stalinismus. Warum ist die Regierung und vor allem der Präsident trotzdem so beliebt?

Putin ist so populär, weil er den Wunsch vieler Menschen nach einer harten Hand befriedigt. Sie sehnen sich nach jemandem, der ihnen den Weg zeigt. Ich glaube nicht, dass sich das Volk trotz der aktuellen Krise von ihm abwenden wird. Die Propaganda funktioniert hervorragend. Das Staatsfernsehen sagt den Menschen: Nicht Putin und die Regierung sind schuld an der Krise, sondern das „verdammte Amerika“. Und die Mehrheit glaubt es zu gern, denn das alte Freund-Feind-Schema aus der Zeit der Sowjetunion ist immer noch stark ausgeprägt.



Natalja Kljutscharjowa (1981 in Perm geboren) studierte an der Pädagogischen Hochschule von Jaroslawl. Heute lebt und arbeitet die Autorin und Journalistin in Abramzewo bei Moskau.

In ihren Erzählungen und Aufsätzen schildert sie schnörkellos die Abgründe des russischen Alltags und porträtiert Menschen, die sich gegen die Verwahrlosung der Gesellschaft auflehnen. Bei Suhrkamp sind in deutscher Übersetzung bisher ihre Romane „Endstation Rußland“ und „Dummendorf“ erschienen.

Auch prominente russische Putin-Kritiker sehen vor allem im Hinblick auf den Krieg in der Ostukraine auch eine Schuld beim Westen. Gibt es darüber eine Debatte?

Eine objektive Diskussion existiert in Russland nicht. Niemand weiß so genau, was in der Ukraine geschieht.

Glauben Sie, dass westliche Medien in der Hinsicht verlässlicher sind?

Ich kann das nicht beurteilen. Aber so wie ich das von meinen Bekannten in Europa höre, ist auch bei ihnen die Berichterstattung sehr stark ideologisiert und nicht unbedingt objektiv. Inwieweit der Westen eine Mitschuld an den Ereignissen in der Ukraine trägt und sich dabei im Umgang mit Russland schuldig macht, kann ich nicht sagen. Es ist klar, dass in den kremltreuen Medien ein verzerrtes Bild wiedergegeben wird – und Kritikern, die mehr Informationen über den Konflikt haben, in der breiten Öffentlichkeit keine Möglichkeit gegeben wird, ihre Sicht der Dinge darzulegen.

Das klingt nach einer undankbaren Aufgabe für kritische Künstler und Journalisten.

Die Intelligenzija hat keinerlei Einfluss auf die breite öffentliche Meinung, wir bleiben unter uns. Ich persönlich spreche mit meinen Werken nur für einen kleinen Teil meiner Generation. Dennoch: Nicht alles ist schlecht bei uns. Hier leben Menschen, die sehr reflektiert mit der Lage in unserem Land umgehen. Sie fürchten sehr, isoliert zu werden, und suchen den Austausch mit dem Ausland. Europa kann uns dabei helfen – indem es die Beziehungen mit Russland aufrechterhält.

Haben Sie Angst vor einem neuen Krieg?

Sehr. Ich denke gerade praktisch an nichts anderes. ←

Ohne Worte

**Unabhängige
Journalisten haben
es schwer in
Russland: Wer
kritisch berichtet,
kann schnell
im Gefängnis
landen – wie
Sergej Resnik, der
den Mächtigen
in die Quere kam**

Von Marion Bacher

→ Auf einmal waren sie hinter ihnen – zwei Männer, bewaffnet mit Baseballschlägern und einer Pistole. Natalia Resnik sieht noch, wie ihr Mann dem Schlag auszuweichen versucht, bevor er zusammensackt. Dann treten sie auf ihn ein, so heftig, dass er sich nicht mehr aufrappeln kann. Sekunden dehnen sich endlos, irgendwann fällt ein Schuss.

Sergej Resnik, scharfzüngiger Journalist und Blogger, hat den Angriff vor seiner Haustür an einem Oktoberabend 2013 überlebt und wenig später Anzeige erstattet. „Ironischerweise läuft aber ein Strafverfahren gegen mich“, sagte er damals. „Wahrscheinlich werde ich irgendwann eingesperrt, und die, die mich zusammengeschlagen haben, spazieren frei rum.“

Genau so ist es gekommen: Heute sitzt Sergej Resnik hinter Gittern – in Rostow am Don, einer Hafenstadt im Süden Russlands rund 600 Kilometer nördlich von Sotschi. Im Januar wurde der 38-Jährige verurteilt: Insgesamt drei Jahre muss er in eine Strafkolonie – und wenn er wieder frei ist, darf er zwei weitere Jahre nicht als Journalist arbeiten. Zu dem Zeitpunkt saß er schon über ein Jahr in Haft – von seiner ersten Verurtei-

lung im November 2013. Was Sergej Resnik laut dem Perwomayskier Bezirksgericht verbrochen hat? Ziemlich viel. Er habe einen Mechaniker bestochen, Drohanrufe erfunden, Beamte beleidigt und Lügen verbreitet. Resnik selbst plädiert auf nicht schuldig. Sein „Verbrechen“ sei, dass er über Amtsmissbrauch, Korruption und Vetternwirtschaft geschrieben habe, sagt er. „Selbst wenn die Zeitungen, für die er schrieb, dichtgemacht wurden, hat Sergej weitergemacht und die Geschichten auf seinem Blog veröffentlicht“, erzählt seine Frau.

Resnik schrieb 2011 über die Privatisierung kommunaler Wirtschaftsbetriebe, bei der gehörige Summen in die Taschen von Beamten und Angestellten geflossen sein sollen – laut Resnik wurden dem Staat etwa 80 Milliarden Rubel gestohlen. „Von da an ging es los mit den Drohanrufen“, erinnert er sich. „Mein Auto wurde zertrümmert, irgendwer hat unsere Eingangsschlösser verklebt, meine Accounts wurden gehackt, und ich wurde zusammengeschlagen.“

Einschüchtern ließ sich Resnik nicht, obwohl um ihn herum reihenweise Journalisten mundtot gemacht wurden.

**Der Chefredakteur einer
Monatszeitschrift starb, nachdem
er vor seiner Haustür brutal
zusammengeschlagen wurde**

Allein zwischen 2009 und 2013 wurden in Rostow mindestens fünf Journalisten strafrechtlich verurteilt. Sogar Todesfälle gab es: Jaroslaw Jaroschenko, Chefredakteur der Monatszeitschrift „Korruptsiya i Prestupnost“, starb 2009, nachdem er brutal vor seinem Hauseingang zusammengeschlagen wurde. Ebenso sein Nachfolger Wiktor Afanasenko. Schon 2006 erregte der Mord an der Journalistin Anna Politkowskaja international Aufsehen. Auch sie hatte über Korruption in den Behörden berichtet, bevor sie vor ihrer Haustür in Moskau erschossen wurde.

„Manchmal habe ich gedacht, dass mein Mann keinen Überlebensinstinkt hat, weil er immer weitermachte“, sagt Natalia Resnik. „Aber er war der Meinung, dass es keinen Sinn hat, Angst zu haben. Man muss sich gegen das Unrecht wehren, seine Stimme erheben.“ Dass er jetzt wieder verurteilt wurde, spreche dafür, dass er etwas richtig gemacht habe.

„Sergej Resnik wurde von denselben Menschen vor Gericht gebracht, über die er kritisch berichtet hat“, sagt der Geschäftsführer von „Reporter ohne Grenzen“, Christian Mihr. Auch Wladimir Nowitski, der Vorsitzende der Russischen Sektion der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte, spricht von einem Willkürprozess und von erheblichen Verfahrensfehlern. Schon allein, dass verschiedene Anklagepunkte in einem Prozess zusammengefasst wurden, wie im ersten Prozess 2013 geschehen, widerspreche geltendem Recht: „Es dient nur dazu, das Erscheinungsbild eines Wiederholungstäters aufzubauen“, sagt Rechtsanwalt Nowitski.

„Ich bin ein freier Mensch in einem falschen Land“, hat Resnik einmal zu seiner Frau gesagt. Die Hoffnung, dass sein Land zu einem „richtigeren“ wird, hat er selbst hinter Gittern nicht aufgegeben. Auch nicht sein Anwalt – der geht in Berufung. ← Mitarbeit: Maryna Rakhlei

Anders als der Westen

In der Sowjetunion wurde die russisch-orthodoxe Kirche an den Rand gedrängt, heute hat sie so viel Zulauf wie nie. Ein Gespräch mit dem Theologen Thomas Bremer*

Interview: Sabrina Gaisbauer

Anders als in der katholischen oder protestantischen Kirche sehen auch die Geistlichen aus. Außerdem gibt es in der orthodoxen Kirche Unmengen von Ikonen - also Abbildungen von Szenen mit Heiligen, die der Vergegenwärtigung christlicher Wahrheiten dienen

→ fluter: Wie kann es sein, dass die Kirche nach Jahren des Sozialismus noch so ein Ansehen besitzt?

Thomas Bremer: Den sowjetischen Machthabern ist es nie ganz gelungen, die Kirche auszuschalten. Nach dem Ende der Sowjetunion gab es ein Machtvakuum, das die Kirche füllen konnte – als Institution, die vorrevolutionär, altbewährt und national russisch war. Inzwischen ist die Kirche auch eine Legitimation für die Politik. Die sieht die Kirche als eine Institution, die Russland gesellschaftlich einigen kann. Deswegen lebte die Kirche in den letzten Jahren wieder so stark auf.

Haben der russisch-orthodoxe Patriarch Kirill und Präsident Wladimir Putin ähnliche Vorstellungen von ihrem Land?

Sie haben eine gewisse Sicht, wie sich Russland entwickeln soll – nämlich anders als der Westen. In Russland sagt man, dass die Gruppe, die Gemeinschaft, die Nation die größeren Rechte als das Individuum haben. Das sind auch die zentralen Werte der russisch-orthodoxen Kirche: Die traditionelle Familie, die Gläubigen und die Nation sind ihr wichtig. Am Konflikt der Kirche mit Pussy Riot kann man gut ablesen, wie wenig der Einzelne zählt. Daher ist die Kirche auch kritisch zur Homosexualität eingestellt. Man darf aber nicht vergessen, dass die römisch-katholische Kirche ebenfalls nicht so recht weiß, wie sie mit Homosexualität umgehen soll.

Orientieren sich die Gläubigen in Russland denn stark an der Kirche?

So wie in Deutschland auch, liest in Russland kaum jemand erst die Positionspapiere der Kirche, bevor er sich eine Meinung zu Themen wie zum Beispiel Homosexualität bildet. Der Unterschied ist, dass die Werte der russisch-orthodoxen Kirche oft mit denen der Bevölkerung übereinstimmen und sie ein großes Vertrauen genießt. Es gibt langfristige Umfragen dazu, welchen Institutionen die Menschen vertrauen. Beim letzten Mal war in

Deutschland das Ergebnis, dass relativ viele Leute der Polizei oder der Justiz vertrauen, während die Kirchen weit abgeschlagen hinter den Krankenkassen lagen. Das ist in Russland anders. Präsident und Kirche stehen dort weit oben.

Der Präsident und die Kirche unterstützen sich gegenseitig. Gibt es auch Differenzen?

Es gibt Fälle, in denen sie verschiedene Schwerpunkte setzen, und einer davon ist die Ukraine-Politik. Die russisch-orthodoxe Kirche hat sehr viele Mitglieder in der Ukraine, und davon gibt es wiederum sehr viele, die auf der Seite der Ukraine stehen. Wenn nun die russisch-orthodoxe Kirche eindeutig Position beziehen und sich auf die Seite Putins schlagen würde, würde sie einen guten Teil ihrer Mitglieder verlieren. Deswegen hat sie sich bisher eher zurückgehalten. ←

***THOMAS BREMER** war Geschäftsführer der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde in Berlin und ist seit 1999 Professor für Ostkirchenkunde und Friedensforschung am Ökumenischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.





Der Feind ist immer ein Faschist

**In der Ostukraine
kämpfen Separatisten
für unabhängige
Volksrepubliken und
werden dabei von
Russland unterstützt.
Dessen Propaganda
macht es den
Menschen schwer, die
Realität zu erkennen**

→ Dmitri ist ein Schlaks mit leicht abstehenden Ohren und schmalen blauen Augen. Ein abgebrochener Informatikstudent aus Donezk. Er hatte gerade begonnen, mit einem Freund Ziermauern aus Beton zu gießen und zu verkaufen, als er beschloss, in den Krieg zu ziehen. „Die Nazis, die in Kiew die Macht übernommen haben, wollen alles Russischsprachige vernichten“, sagt er.

Dmitri, 21, macht bei diesen Worten kein böses Gesicht. Auch nicht, als er erzählt, dass er aus Entfernungen von über 500 Metern auf Menschen

schieße. Dmitri ist jetzt Scharfschütze eines Donezker Rebellenbataillons. „Weit über 50 Treffer“, habe er schon gelandet, erzählt er stolz. Von der überlegenen Kampfmoral der Rebellenarmee ist er überzeugt. „In drei Wochen wären wir in Brüssel“, sagt er.

Was Dmitri und andere Kämpfer und Anhänger der prorussischen „Rebellenrepubliken“ im Osten der Ukraine sagen, deckt sich mit dem, was das russische Staatsfernsehen in Endlosschleife über die Grenze sendet: Demnach ist die vom demokratisch gewählten Staatspräsidenten Petro Poroschenko geleitete Regierung in Kiew eine faschistische Junta, die von Amerika gelenkt wird. Einem Amerika, das kurz vor dem wirtschaftlichen Ruin stehe, weshalb Washington einen Krieg gegen Russland angezettelt habe. „Der Schwache greift immer den Starken an“, erklärt Dmitri.

Von rund 48 Millionen Bürgerinnen und Bürgern der Ukraine waren nach der letzten offiziellen Volkszählung von 2001 fast 78 Prozent ethnische Ukrainer, gut 17 Prozent ethnische Russen. Letztere leben vor allem in Regionen, die in den vergangenen Monaten umkämpft waren: in Luhansk (39 Prozent) und in Donezk (38,2 Prozent). Der Grund dafür: Als die Region Ende des 19. Jahrhunderts industrialisiert wurde, kamen viele

Russen in die dort entstehenden Städte. Inwieweit die ursprüngliche ukrainische Bevölkerung später unter Stalin in Teilen vertrieben oder ermordet wurde, darüber streiten bis heute Historiker.

Die Sprache sagt in der Ostukraine wenig darüber aus, auf welcher Seite man steht. Auch gegen die Separatisten kämpfen Männer und Frauen, die Russisch sprechen. Man hat ja auch seit der Auflösung der Sowjetunion und der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 friedlich zusammengelebt. Die Bergwerke in der Region belieferten das ganze Land mit Kohle, man war stolz auf die im Verhältnis zu Russland hohen Löhne, stolz auch auf den Fußballverein Schachtar Donezk, der mit dem Geld des reichsten Menschen der Ukraine, des Oligarchen Rinat Achmetow, in der Champions League mitspielt.

Doch mit dem Beginn des neuen Jahrtausends kam eine Zeit der Unruhe. Westlich und russisch orientierte Politiker warfen sich gegenseitig Wahlfälschungen vor, auf den europafreundlichen Präsidentschaftskandidaten Wiktor Juschtschenko wurde gar ein Giftanschlag verübt. Die Korruption nahm zu, die Ministerpräsidentin Julia Timoschenko landete 2011 wegen Amtsmissbrauchs im Gefängnis – für viele ein politisches Urteil. Der 2010

gewählte russlandtreue Wiktor Janukowitsch versagte schließlich einem europäischen Assoziierungsabkommen, durch das sich die Ukraine wirtschaftlich der EU angenähert hätte, auf Druck von Moskau hin die Zustimmung – woraufhin es zu den Protesten auf dem Maidan in Kiew kam. Bei den Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Demonstranten kamen vor einem Jahr etwa 100 Menschen um.

Janukowitsch floh, im Juni vergangenen Jahres wurde Petro Poroschenko in einer freien Wahl zum Staatspräsidenten gewählt. Zuvor hatte Russland die Krim besetzt – unter dem Protest der Staatengemeinschaft.

Viele Ukrainer befürchten nun, dass dem Donbass das gleiche Schicksal wie der Krim droht, schließlich haben die Separatisten – wohl auch dank der Unterstützung durch Russland – im Februar 2015 militärisch die Oberhand gewonnen.

In den Verbänden der ukrainischen Armee befinden sich auch Unterstützer aus westlichen Landesteilen, die fast 1.000 Kilometer hierher gereist sind, um die territoriale Integrität ihres Landes zu verteidigen: Männer, die schon in die Straßenschlachten auf dem

Maidan gezogen sind, wie Andrej, ein früherer IT-Spezialist, der jetzt Aufklärungsdrohnen für die Front organisiert. „Sonderbar“, sagt er. „Beide Parteien sind völlig überzeugt, im Recht zu sein: Die Separatisten verteidigen ihre Erde gegen uns, wir verteidigen unsere Erde gegen die russische Armee.“

Auf dieser Erde wurde einst gemeinsam ein anderer Feind geschlagen: Nazideutschland. Das Andenken an den Zweiten Weltkrieg – den „Großen Vaterländischen Krieg“, ist bei vielen Menschen präsent – was vom Staatsfernsehen aus Moskau propagandistisch genutzt wird. Auch jetzt sind in der Wahrnehmung mancher Ukrainer die Gegner wieder „Faschisten“ – wie damals im Krieg gegen Hitler-Deutschland. Und dass man Faschisten besiegen könne, habe die Geschichte gezeigt.

Der 25-jährige Wladimir, wie Dmitri Soldat der Rebellenarmee, erzählt von seinem Urgroßvater, der im Krieg gegen die Deutschen gekämpft habe, in Gefangenschaft geriet und bei seiner Freilassung nur noch 43 Kilo wog. Viele Leute hier erzählen ähnliche Familiengeschichten. Und sie glauben den

russischen Fernsehsendern, die das Grauen und den Opfermut des Krieges gegen Hitler in die Gegenwart verlagern – mit Meldungen von Dörfern im Donbass, in denen die Ukrainer Männer, Frauen und Kinder umbringen. Unabhängige Sender sind in der Region kaum noch zu empfangen.

Das Land ist nach Monaten des Krieges zerrissen, Städte wie Donezk oder Debalzewo teilweise zerstört. Im Februar war die ukrainische Armee auf dem Rückzug. Tausende Soldaten und

Das russische Staatsfernsehen berichtet permanent über angebliche Gräueltaten der Ukrainer

Zivilisten sind tot, und weil die Regierung in Kiew die Region mit einer Blockade belegt hat, bekommen viele der Bewohner schon seit Wochen keine Löhne oder Renten mehr.

Wie sehr die Parolen des russischen Staatsfernsehens noch immer verfangen, merkt Ira aus Kramatorsk immer dann, wenn sie mit ihrer Verwandtschaft in Sibirien spricht. Am Telefon diskutiert sie oft mit ihren Tanten aus dem russischen Tomsk, die ihr von den neuesten russischen Fernsehberichten über Gräueltaten der Ukrainer berichten: „Schrecklich, in einem Dorf bei euch haben diese Faschisten alle Männer ermordet und alle Frauen vergewaltigt.“ „Klasse“, antwortet Ira dann. „Das ist doch besser als umgekehrt.“ In diesen Zeiten hilft ihr nur noch schwarzer Humor.

Die 21-Jährige kann die pro-russischen Separatisten nicht ausstehen, schon weil sie das Autohaus, in dem sie als Managerin arbeitete, gestürmt und alle Wagen mitgenommen haben. „Das ist einfach eine Bande Kleinkrimineller“, sagt sie. Ira will in keiner isolierten Volkskriegerrepublik leben, sie will auch nicht in Russland leben, sie will genauso Europäerin sein wie die jungen Ukrainerinnen in Kiew oder Lemberg. ← Stefan Scholl



Dort, wo Rebellen gegen die ukrainische Armee kämpften, sieht man die Spuren der Verwüstung – wie hier in der Nähe der Stadt Debalzewo, die von den Separatisten eingenommen wurde

Wer,



In den Feriencamps ist es ganz normal, den Umgang mit Gewehren zu erlernen. Die Naschi-Jugend hat aber auch andere Waffen: So droht sie westeuropäischen Zeitungen schon mal an, sie zu verklagen, wenn man sich in deren Berichten falsch dargestellt sieht

**Mit dem Maschinengewehr hantieren,
regierungsfreundliche Kommentare
posten und demokratische
Bewegungen als Nazis beschimpfen:
Die Naschi-Jugend hat den
Boden für einen jugendlichen
Nationalismus bereitet**

Von Katja Tichomirowa

wenn nicht wir





Ein bisschen Pfadfinderlager, ein bisschen Nationalismus: Neben dem Zusammenhalt der Teilnehmer geht es vor allem um ideologische Schulung - nämlich um die unbedingte Treue zum heutigen Russland

→ Hast du jemals dein Vaterland in Anwesenheit von Ausländern kritisiert?

Schreibst du deinen Namen in sozialen Netzwerken mit lateinischen Buchstaben?

Hast du vor, Mutter oder Vater von mindestens drei neuen russischen Staatsbürgern zu werden?

Wer bei solchen Fragen ins Grübeln gerät, dürfte es im letzten Sommerlager der Naschi-Jugend am Seliger See 350 Kilometer nordwestlich von Moskau schwer gehabt haben. Denn solche Fragebögen gehören in den Tagen gemeinsamen Kampierens genauso zum Programm der ideologischen Festigung wie das Auseinandernehmen und Zusammensetzen einer Kalaschnikow und ein gemeinsames Manöver, um im Ernstfall das Vaterland gegen eine „Aggression der USA und ihrer Marionetten“ verteidigen zu können.

„Naschi“ heißt „die Unseren“. Als die russische Jugendorganisation 2005 unter diesem Namen und auf Initiative der Staatsführung gegründet wurde, hieß das noch nicht viel – mehrere Vorgängerorganisationen waren bereits gescheitert. „Iduschtschie wmeste“ etwa, zu Deutsch „die gemeinsam gehen“, war kurz nach dem Amtsantritt Wladimir Putins 2000 der erste Versuch, eine staatsnahe Jugendbewegung aus der Taufe zu heben. Es folgte die Junge Einheit, später umbenannt in die Junge Garde. Beide waren Ableger der Regierungspartei Einiges Russland. Ihnen war nur mäßiger Erfolg beschieden.

„Die gemeinsam gehen“ kamen nicht vom Fleck. Man verstand sich als Bewahrer der russischen Kultur, führte Klage gegen zeitgenössische Schriftsteller wegen der angeblichen Verbreitung von Pornografie und versenkte die Werke des Schriftstellers Wladimir Sorokin öffentlichkeitswirksam in einer überdimensionalen Kloschüssel. Je prominenter die Opfer im westlichen Europa waren, desto größer der Zorn, der sie traf. Doch solch alberne Happenings brachten der Organisation mehr Spott als ernsthafte Beachtung ein.

Erst mit dem Namen „Naschi“ schien die Idee Form anzunehmen. Die Unseren bedeutet: Es gibt ein „Wir“, das die anderen ausschließt. Dass alle außen vor lässt, die nicht mitmarschieren, die nicht dazugehören wollen. Eine simple, im Russland Wladimir Putins aber überaus machtvollste Idee, als deren Urheber der damalige Vize der Kreml-Administration, Wladislaw Surkow, gilt – eine Art Regisseur der gelenkten Demokratie. Bis zur Präsidentenwahl 2008 sollte mit der neuen Jugendorganisation die Basis für eine ebenfalls neu zu gründende „Partei der Macht“ geschaffen werden. Deren Ziel: Demokratiebewegungen nach serbischem, georgischem oder ukrainischem Vorbild verhindern.

In den folgenden Jahren bis 2008 genoss die Organisation die Unterstützung des Kreml. Die Tradition des alljährlichen Sommerlagers am Seliger See wurde begründet, handverlesene Vertreter der Bewegung von Putin in dessen privater Datscha empfangen. Die Unseren waren ganz die Seinen: Re-

Estland verhängte schon Einreiseverbote gegen Mitglieder der Naschi-Jugend

Regelmäßige Großdemonstrationen von Naschi forderten unter dem Motto „Mit dem Präsidenten verbunden“ eine dritte Amtszeit für Putin. Zeitgleich sorgte ein neues Parteiengesetz dafür, dass die oppositionellen Parteien, die anderen also, aus dem politischen Spektrum Russlands verschwanden.

Die spektakulärste Aktion der kremltreuen Jugend in diesen Jahren war die Belagerung der estnischen Botschaft in Moskau im April und Mai 2007. Die Regierung in Tallinn hatte beschlossen, ein sowjetisches Ehrenmal aus dem Stadtzentrum auf einen Soldatenfriedhof am Stadtrand umzusetzen. In der Folge blockierten aufgebrachte Naschi-Anhänger wochenlang die estnische Botschaft in Moskau, schwenkten Transparente, auf denen das Bild der estnischen Botschafterin mit Hakenkreuzen versehen war, und forderten die „Demontage“ der Vertretung des „faschistischen“ Estland.

Die Aktion endete damit, dass Estland Einreiseverbote gegen Naschi-Mitglieder verhängte – eine in der EU umstrittene Maßnahme, da aufgrund des Schengen-Abkommens ein solches Einreiseverbot für einen Großteil der EU-Länder gilt. Auch zu Cyberattacken gegen die Webseiten der estnischen Regierung im Sommer 2007 bekannten sich Naschi.

Jahre später, im Februar 2012, gab es Berichte, dass Naschi außerdem ein Netzwerk von Bloggern unterhalten habe. Der frühere Naschi-Vorsitzende und Organisator Wassili Jakemenko, inzwischen staatlich bestellter Leiter der russischen „Jugend-Behörde“, habe demnach monatlich umgerechnet bis zu 15.000 Euro aus seinem Budget für regierungskonforme Posts bezahlt. Der Initiator soll auch in diesem Fall der Chefideologe des Kreml, Wladislaw Surkow, gewesen sein.

2008 ging das Amt des russischen Präsidenten von Wladimir Putin auf Dmitri Medwedew über, Putin wurde Ministerpräsident. Die Rochade verlief reibungslos. Noch im Januar 2008 meldete die russische Zeitung „Kommersant“, die „Unrigen“ stünden vor großen strukturellen Veränderungen. Der Kreml wolle die Organisation nicht mehr als föderales Projekt fördern. Mit anderen Worten: Die Zeit großzügiger finanzieller Förderung war vorbei. Offenbar hatte die Polit-Komparserie mit dem erfolgreichen Amtswechsel ausgedient. Von 50 Naschi-Büros in den Regionen blieben nur fünf erhalten.

Die Sommerlager am Seliger See dagegen wurden fortgesetzt. Sie sind seit 2005 die Konstante der Jugendarbeit des Kreml. In den patriotischen Unterweisungen und der Wehrerziehung dieser Camps zeigen sich inhaltliche und strukturelle Parallelen zu Bewegungen in faschistischen Staaten wie etwa der Hitlerjugend. Russische Gegner von Naschi sprechen daher auch gern von der Putin-Jugend.

Wie erfolgreich patriotische Erbauung sein kann, zeigen die Karrieren zweier regelmäßiger Teilnehmer des Camps: Andrej Purgin ist heute Parlamentsvorsitzender der „Volksrepublik Donezk“ in der abtrünnigen Ostukraine, und Pawel Gubarjew, bis Oktober 2014 „Volksgouverneur“ von Donezk. Auf ihre Aufgaben eingeschworen wurden sie am Seliger See. ←

NACHBAR RUSSLAND: GEORGIEN

Ein Traum, die Partei



→ Als 2008 englischsprachige Medien berichteten, Russland habe „Georgia“ angegriffen, empörten sich einige US-Amerikaner auf Facebook über die angebliche Falschmeldung: Sie lebten in Georgia, vor ihrer Haustür sei es jedoch total ruhig. Gemeint war aber natürlich nicht der US-Bundesstaat Georgia, sondern der kaukasische Staat Georgien.

Der verlor 2008 im Zuge der militärischen Auseinandersetzung mit Russland endgültig die Kontrolle über die beiden Landesteile Abchasien und Südossetien, die inzwischen quasi unabhängig sind –, und Präsident Micheil Saakaschwili verlor, unter anderem deshalb, seinen Rückhalt in der Bevölkerung. Denn bei allen Plänen, Georgien in Richtung Europa zu führen und für eine Mitglied-

schaft in der EU fit zu machen, wollen es sich die Georgier auch nicht mit Russland verschmerzen. So gewann 2012 der Milliardär Bidsina Iwanischwili mit seinem Parteienbündnis „Georgischer Traum“ die Parlamentswahl. Der Oligarch, der mit seinem Vermögen ein Jahr lang die Staatsausgaben des ganzen Landes übernehmen könnte, setzte sich erfolgreich für eine Entspannungspolitik mit Russland ein. Inzwischen ist seine rechte Hand, Irakli Gharibaschwili, Regierungschef. Mit 32 Jahren ist er das zweitjüngste Staatsoberhaupt der Welt. ←

Arne Semsrott

Alle zusammen,



A photograph of a cluttered room in a St. Petersburg communal apartment. In the foreground, a young man in a red shirt is sleeping in a chair. The room is filled with various items: a desk with a red plastic basin, a wooden cabinet, and shelves packed with books. A large sphinx statue is on the left, and a red plastic basin sits on the desk. The walls are covered in blue patterned wallpaper. The overall atmosphere is one of a lived-in, somewhat chaotic space.

Die Bilder auf diesen Seiten
zeigen verschiedene Kommunalkas
in St. Petersburg. Manche sind
recht chaotisch, andere ziemlich
schick. In einigen lebt man
eher nebeneinander her, in anderen
rückt man zusammen

jeder allein

Vor allem in St. Petersburg hat sich eine originelle Wohnform erhalten:
In der Kommunalka leben mehrere Parteien in einer Wohnung mit gemeinsamem
Bad und Küche. In diesen typisch russischen Gemeinschaftswohnungen
lernt man ziemlich viel über das Land

Von Diana Laarz

→ Im ersten Zimmer rechts frühstücken Alexander Anisimow und Alexandra Kogorewa, genannt Sascha und Sascha. Wohnen sie zusammen? „Ja“, sagt er. „Nein“, sagt sie. „Na ja, vielleicht ein bisschen.“ Schmunzeln und ein schneller Happen Brot mit Großmutter selbst gemachter Erdbeermarmelade.

Im Zimmer gegenüber verpennen die drei Söhne von Namasat Senalowa das Wochenende. Namasat stellt die Einkaufsbeutel ab und zieht ihrem ältesten Sohn die Decke vom Gesicht. 28 Jahre alt und immer noch nicht verheiratet. Wären sie nur in Aserbaidshan geblieben, dann wäre das nicht passiert.

Im Zimmer weiter hinten rechts streichelt Antonina ihre Tapeten. Echtes weißrussisches Fabrikat, Blütenblätter, und wenn das Licht von draußen darauf fällt, schimmern sie golden. „Eine Qualität wie früher“, sagt sie. Antonina findet ohnehin, dass früher alles besser war.

Und wer wohnt eigentlich im letzten Zimmer auf der linken Seite? „Ein Piotr aus Moskau“, sagt Antonina. Hat das Zimmer vor ein paar Monaten gekauft. Ist aber seitdem nicht wieder aufgetaucht.

St. Petersburg, 5. Sowjetskaja-Straße Nummer 38, zweite Etage, eine Wohnungstür, die über das Parkett schleift. Antonina sagt: „Nur in dieser Wohnung kann ich atmen.“ Namasat sagt: „Das ist doch kein Leben hier.“ Alexandra hat einen Kredit aufgenommen für ihr Zimmer, zehn Jahre Ratenzahlung. Die Renovierung hat gerade erst begonnen.

Alle zusammen wohnen sie in einer Kommunalka. Auf den ersten Blick könnte man denken, das sei so etwas wie eine Wohngemeinschaft in Deutschland. Stimmt aber nicht. Kommunalkas sind Gemeinschaftswohnungen. Institutionalisiert wurden sie, als die Bolschewiki nach der Oktoberrevolution 1917 die Wohnungen der reichen Bürger verstaatlichten und zimmerweise an die neuen Sowjetbürger verteilten. Eine Familie, ein Zimmer – das sollte reichen.

Die Sowjetunion ist seit fast einem Vierteljahrhundert Geschichte. Kommunalkas gibt es immer noch. Vor allem in

Das hintere Zimmer hat ein Mann aus Moskau gekauft, der aber noch nie aufgetaucht ist

St. Petersburg, der alten Zarenstadt, in der die Wohnungen besonders groß und prächtig waren. Einen entscheidenden Unterschied gibt es zu den sowjetischen Kommunalkas: Die Bewohner sind inzwischen Eigentümer ihrer Zimmer.

In der 5. Sowjetskaja-Straße 38 knarrt der Holzfußboden in der Diele, als ob er gegen jeden Schritt protestieren wolle. So kann Antonina jede Bewegung im Flur mitverfolgen. Ihr Kopf taucht in ihrer Zimmertür auf. „Was gibt’s denn hier?“ Eigentlich passiert in dieser Kommunalka nichts, ohne dass Antonina etwas davon merken würde.

Es fällt sehr schwer, sich vorzustellen, dass Antonina – 55 Jahre alt, Matroschka-Figur, pinkfarbenes T-Shirt – ihr ganzes Arbeitsleben lang beim Militär tätig war, erst für das sowjetische, dann für das russische. Sie arbeitete für die Personalabteilung, und natürlich trug sie Uniform. Das Zimmer in der Kommunalka wurde ihr vor über 30 Jahren zugeteilt. Kostenlos. Sie lebte dort mit ihrem Mann und ihrer Tochter. Irgendwann bekamen sie auch noch das Nachbarzimmer. Antonina besaß immer ein wenig mehr als ihre Nachbarn.

Seit ihr Ehemann gestorben und die Tochter ausgezogen ist, wohnt Antonina in dem Zimmer mit den glänzenden weißrussischen Tapeten. In der Schrankwand steht eine Porzellanfigur: Pionier mit Schäferhund. In einem der unteren Schrankfächer hat Perserkatze Afina gerade drei Junge zur Welt gebracht. Antonina spricht viel mit ihren Katzen. Und die Katzen drehen ihren Kopf, als würden sie ihr tatsächlich zuhören. „Die neuen Zeiten gefallen mir nicht“, sagt Antonina.

Die neuen Zeiten begannen, als die Sowjetunion zerfiel. Als vorherige Sowjetstaaten ihre Unabhängigkeit erklärten und Antonina vor dem Lebensmittelladen in einer langen Schlange nach Brot anstand. „Und das soll Demokratie sein? Ich verstehe es nicht“, sagt sie.

Antonina nennt ihre Heimatstadt nicht St. Petersburg, sondern Leningrad, so wie sie in der Sowjetunion hieß. Bei jeder Wahl stimmt sie für Wladimir Putin, den russischen Präsidenten. Weil er ihr das letzte bisschen Hoffnung erhält. „Er ist der Einzige, der das Land noch zusammenhält.“

Antonina hat seit wenigen Monaten zwei neue Nachbarn, das junge Paar im Nebenzimmer. „Sehr nett“, sagt sie. „Neue Freunde.“

Sascha und Sascha sagen, sie wüssten nicht genau, wer da neben ihnen wohne. Aber sie hätten einmal versucht, mit Antonina über die Renovierung der Küche und des Bades zu sprechen. Richtig zugehört habe ihnen die Rentnerin wohl nicht.

Im Badezimmer einer früheren Kommunalka hat Alexandra mal Pilze wachsen sehen – „richtig mit Stiel und Hut“. So schlimm ist es in der Sowjetskaja-Straße nicht. Auch wenn die Toilette jedem Bahnhofsklo Konkurrenz macht, Rohre und Kabel ein Labyrinth an den Wänden bilden, und der Wasser-





Dass die Bewohner viel gemeinsam machen,
ist eher selten. In vielen Kommunalkas
beschränkt sich der Kontakt auf ein kurzes
Hallo in der Küche

Links: Alexander und Alexandra haben ihr
Zimmer in der Kommunalka erst neulich gekauft.
Jetzt renovieren sie ordentlich. Mit
dem Russland draußen vor der Tür können sie
nicht viel anfangen

druck nachlässt, wenn jemand in der unteren Etage den Hahn aufdreht.

Theoretisch sind in einer Kommunalka alle gemeinsam für die Gemeinschaftsräume verantwortlich. In der Realität herrscht oft Verwahrlosung, weil niemand sich so richtig verantwortlich fühlt.

Sascha und Sascha verlassen ihr Zimmer so wenig wie möglich. Noch wird der Raum renoviert, aber das spätere Aussehen ist schon zu erahnen: die Garderobe neben der Tür, die Nische mit Toaster und Küchenmaschine, der Arbeitsplatz mit Smartphone, Tablet und Netbook, die große Matratze, wo später das Bett stehen soll. Es sind nur 26 Quadratmeter, aber auf denen schotten sie sich so gut wie möglich ab von allem außerhalb ihres Zimmers.

Vielleicht liegt das daran, dass Alexander und Alexandra manchmal an ihrem Land und seinen Bewohnern verzweifeln. Sie sind 25 Jahre jung, an diversen Stellen gepierct und tätowiert, er ist Ingenieur, sie organisiert Umwelt-Bildungsprojekte. Sie trennen ihren Müll, obwohl das in Russland fast niemand macht. Alexandra hilft manchmal als Freiwillige, wenn einmal im Monat der getrennte Müll an Sammelpunkten in der Stadt abgegeben wird. Am Frühstückstisch am Sonntag reden sie über eine Revolution in Russland, die hoffentlich bald kommt. Sascha



und Sascha gehen nicht wählen. Beide sagen gleichzeitig: „Das hat doch keinen Sinn.“ In 15 Jahren möchte Alexandra in einem Haus in einem Dorf wohnen. In den vergangenen 20 Jahren haben viele Russen die Dörfer verlassen. Alexandra möchte genau dorthin. Raus aus der Kommunalka, weg von den Menschen.

In der Küche der Kommunalka steht Namasat Senalowa und zerlegt ein Hühnchen. Sie braucht dafür nur Sekunden – und ein paar heftige Hiebe mit dem Messer. Sie bewegt sich mit schweren Schritten durch die Küche, wie eine Frau, die jeden Weg schon zu oft gegangen ist. Sie bewohnt das kleinste Zimmer

in der Kommunalka. Nachts schläft sie mit einem Sohn auf der Klappcouch, die anderen zwei teilen sich das Bett.

Namasat kam 1986 mit ihrem Mann aus Aserbaidtschan nach St. Petersburg. Er starb vor vielen Jahren, Namasat blieb. Zurück nach Aserbaidtschan kann sie nicht. „Keine Arbeit.“ In eine größere Wohnung kann sie auch nicht: „Nicht genug Geld.“ Namasat und ihr ältester Sohn arbeiten sechs Tage in der Woche in einem Obstlager. Ihr größter Traum: genug Geld zu haben für ein eigenes Auto.

Während Namasat in einer Pfanne Zwiebeln in Öl ertränkt, erzählt sie zuerst von ihren Zwillingen, die viel zu früh auf die Welt kamen. Sie sind jetzt 15 Jahre alt und besuchen die sechste Klasse. Dann von ihrer Mutter in Aserbaidtschan, die auf den Besuch der Tochter wartet. Und schließlich

von einem Russland, das sie sich einmal ganz anders vorgestellt hat. „Ich dachte, hier gibt es keine Betrüger.“

Immer wenn Namasat nicht weiterweiß, sagt sie: „Man muss ja irgendwie leben.“ Über ihrem Kopf baumelt ein Zweig mit Lorbeerblättern. Durch das Fenster mit dem gesprungenen Glas drückt der kalte St. Petersburger Winterwind. Namasat trägt das fertige Essen durch den Flur. Hinter der Tür von Sascha und Sascha ist es still. Hinter der anderen hört sie Antonina mit einer ihrer Katzen sprechen. Namasat betritt ihr Zimmer. „Genug geschlafen, Jungs, Essen ist fertig!“

Allein in der Küche am Herd brennt weiter eine einzelne Gasflamme. Sie soll noch für ein wenig Wärme sorgen. ←

NACHBAR RUSSLAND: FINNLAND

Pralle Post



→ Ein paar stramme männliche Pobacken, muskulöse Beine, durch die das Gesicht eines anderen Mannes lugt, ein uniformierter Polizist, der auf den Schultern eines nackten Mannes sitzt und seinen Lederstiefel in dessen Schritt stemmt: Diese Motive auf Briefmarken sorgen in Russland für Aufregung. Die finnische Post hat sie zu Ehren von „Tom of Finland“ herausgegeben – einem schwulen finnischen Künstler, der mit seinen homoerotischen Illustrationen weltweit Bekanntheit erlangte. „Schwulenpropaganda“ sei das, polterte bereits der russische Politiker Witali Milonow, der vor rund drei Jahren das Gesetz gegen „homosexuelle Propaganda“ mit auf den Weg gebracht hat. Er kündigte an, den Vorstand der russischen Post darum zu bitten, Briefe mit den „Tom of Finland“-Marken an den Absender zurückschicken zu lassen.

Dem Erfolg der Marke tut das indes keinen Abbruch. Die Sondermarken sind schon jetzt die meistverkauften in der Geschichte der finnischen Post. Die Aufregung im Nachbarland belustigt viele Finnen und befeuert den Erfolg der Marken nur noch. Auf Twitter riefen einige unter dem Hashtag #TomofRussia dazu auf, Briefe nach Russland gezielt mit den Sonderbriefmarken zu bekleben. ← Damian Correa

**Es ist ja schon erstaunlich,
wie oft die Amis „fuck“
sagen. Gegen die Russen ist
das harmlos. „Mat“ heißt die
Vulgärsprache in Russland,
die von den Regierenden
nicht gern gehört wird.
Die Menschen, die mit
Leidenschaft fluchen, schert
das einen Scheißdreck**

Von Ingo Petz

→ Ich war noch nicht lange in Wolgograd, wo ich Russisch lernen wollte, als jemand eines Tages gegen die Wand unserer Studentenbude schlug und von der anderen Seite rief: „Job' tvoju matj! Jobannij v rot, bljad'!“ Ich verstand kein Wort, aber es klang schön, fast so melodisch wie ein Lied. Ich fragte meinen Zimmergenossen Pascha, was denn unser Nachbar gerufen habe. Er räusperte sich kurz und sagte dann: „Fick deine Mutter! In den Mund gefickt, Schlampe!“

Das war erstaunlich, denn ich hatte gar keinen Streit mit dem Nachbarn gehabt. Aber das, so erklärte mir Pascha, sei auch gar nicht nötig. Manche Russen würden einfach unheimlich gern fluchen, je heftiger, je lieber. Es gebe sogar ein Wort für diese Leidenschaft: „Mat“.

Mat bedeutet so viel wie „Mutterfluch“, geht aber auf die Redewendung „orat' blagim matom“ zurück, was „lautes Geschrei“ bedeutet. Und Mat ist tatsächlich laut. Laut, derb und

oft unter der Gürtellinie. Es ist eine Art Parallelsprache neben dem gesellschaftsfähigen Russisch, die besonders hingebungsvoll von Männern gebraucht wird, um zu fluchen, zu beleidigen oder seinen Emotionen mit obszönen Kraftausdrücken Ausdruck zu verleihen. Und das unabhängig vom sozialen Status – wenngleich Mat öfter von Arbeitern zu hören ist. „Was haben Mat und Diamat (dialektischer Materialismus) gemeinsam?“, hieß es zur Zeit der Sowjetunion. Antwort: „Beides sind mächtige Waffen des Proletariats.“

Zur Entstehung von Mat gibt es die Theorie, dass die Vulgärsprache als Gegenmittel zur rigiden Sexualmoral der orthodoxen Kirche gedient habe. Daher tauchten besonders viele sexuell konnotierte Wörter im Mat auf: Chuj (Хуй) meint Schwanz, also das männliche Geschlechtsorgan. Pizda (Пизда) ist ein vulgäres Wort für das weibliche Geschlechtsorgan, Ebat' (Ебать) ist das lautmalerische Verb für Geschlechtsverkehr (in etwa wie ficken oder bumsen), und bljad' (Блядь) bedeutet „Schlampe“. Letzteres wird auch gern als Füllwort benutzt, was dann so klingt: „Der, Schlampe, hat mir, Schlampe, aber wieder ordentlich eins, Schlampe, auf die Fresse gegeben, Schlampe.“

Es stimmt, die Sprache ist sehr sexistisch, aber bei aller Derbheit auch wunderbar kreativ. Wenn jemand verschwinden soll, sagt man: „Poshel ty na chuj!“ Wörtlich: Geh zum Schwanz! Im Zuge der Ukraine-Russland-Krise kam die Redewendung „Putin chyjlo!“ auf, mit der man feststellt, dass der russische Präsident zum Schwanz geworden ist. Und wenn man eine Tatsache mit besonderem Nachdruck betonen will, sagt man: „Gefickte Kraft (jebicheskaja sila)!“ „Bez tebjja pizde“ heißt ein Song der Sankt Petersburger Punk-Band Lenin-grad. „Ohne dich ist alles Fotzendreck“ – politisch korrekt: „Ohne dich macht alles keinen Sinn!“ Die Band um den Sänger Sergej Schnurow hat Mat zum Kult erhoben. „Das ist eine Volkskultur“, sagt Schnurow.

Die aber hat den Obrigkeiten nie gepasst. Bereits das Zarenreich hatte das Mat tabuisiert. Und erst im vergangenen Jahr hat die Duma ein Gesetz erlassen, nach dem der Gebrauch der Vulgärsprache in Medien und öffentlichen Aufführungen strafbar ist. Von solchen Verboten haben sich die russischen Kulturschaffenden aber noch nie beeindrucken lassen. Der russische Nationaldichter Alexander Puschkin fluchte bereits Anfang des 19. Jahrhunderts ausführlich in seinen Gedichten, so in „Der Wagen des Lebens“: „Am Morgen steigen wir in den Wagen/Freudig unseren Kopf zu zerschlagen/Und Glückseligkeit und Faulheit verachtend/Schreien wir: Verpiss dich! Verfickte Mutter!“ Und auch heute gehört es für prominente Autoren wie Wladimir Sorokin zum guten Ton, die Helden ihrer Bücher mit dem Sound der Straße auszustatten. „Ohne Mat kommen sie nicht aus“, sagt Punksänger Schnurow. Ansonsten wäre das wohl „polnyj pizdec“. Der Abgrund, das Ende, der Tod.

Ach ja: Schwanz! ←

Mit und ohne Pelz

In der DDR waren die Russen immer die Guten – manchmal auch zu Recht. Ein Blick zurück

Von Frank Junghänel

Für jemanden, der im Osten aufgewachsen ist und seine frühe filmische Prägung der Sendung „Flimmerstunde“ verdankt, ist es einerseits ein Klacks, über den guten Russen zu schreiben, andererseits ist es fast unmöglich. Denn es gab grundsätzlich nur gute Russen. Selbst die paar bösen Russen, die hier und da auftraten, waren gute Russen, nur leider kurzzeitig unter schlechten Einfluss geraten. Wo also anfangen, wo aufhören? Am besten beim Kinderfernsehen, wo ab 1975 ein Bär namens Mischka die Sandmanntruppe um Schnatterinchen und Pittiplatsch verstärkte. Mischka wurde eingeführt, um im Gehirn des jungen Pioniers den Gedanken der deutsch-sowjetischen Freundschaft schon früh mit positiven Emotionen zu verknüpfen. Richtige Russen, also Protagonisten ohne Pelz, kannte man als junger Zuschauer vor allem aus den Märchen- oder Kriegsfilm, wobei sich beide Genres insofern ähnelten, als dass am Ende naturgemäß die Guten gewannen. So mancher Kriegsfilm der 60- und 70er-Jahre, wie zum Beispiel der Fünfteiler „Befreiung“, weckte beim pubertierenden Publikum den dringenden Wunsch, mit Spielzeuggewehren Schlachten nachzuempfinden. Der gute Russe, der damals freilich Sowjetbürger hieß, kämpfte gegen den Faschismus, war dabei um einen Witz nicht verlegen und hatte ein Herz für Kinder.

Dass diese Sorte von guten Russen insbesondere in schlechten Filmen vorkam, kann als dialektische Volte verstanden werden. Bis heute prägen diese sogenannten Russenfilme

das Image einer ganzen Kinematografie und verstellen so den Blick. Wer kennt schon den Schauspieler Alexej Batalow, der mit dem herzergreifenden Film „Die Kraniche ziehen“ 1958 in Cannes die Goldene Palme gewann? Auch das ist ein Kriegsfilm, wenngleich kaum ein Schuss fällt. Er erzählt die Geschichte eines Liebespaares, das durch den Kriegsbeginn getrennt wird. Während Boris (Batalow) sich freiwillig zur Front meldet und dort gleich in den ersten Tagen fällt, gerät seine Liebste Veronika, gespielt von der großartigen Tatjana Samoilowa, in die Fänge eines unrühmlichen Cousins, der sie in einer Bombennacht bedrängt, womöglich vergewaltigt. Die Sterbeszene, in der sich über dem Soldaten die Baumwipfel zu drehen beginnen, gehört zum Kanon der Filmgeschichte, und Boris ist mit Abstand der sympathischste Rotarmist, den man je im Kino sah.

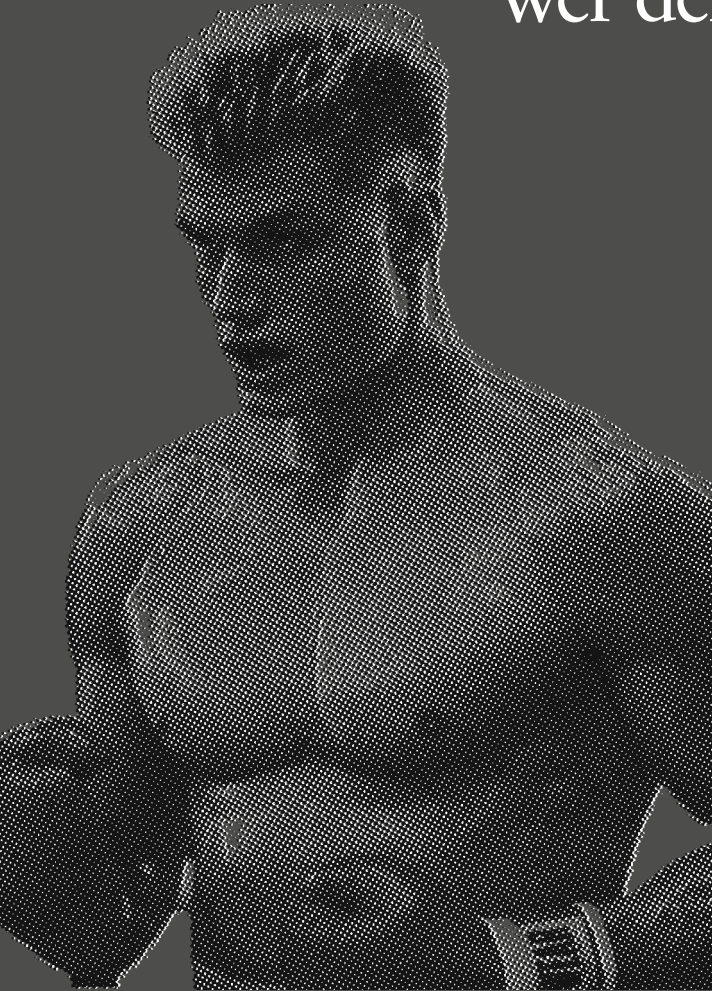
In der Komödie „Moskau glaubt den Tränen nicht“, die 1981 mit dem Oscar für den besten ausländischen Film geehrt wurde, spielt derselbe Batalow dann sehr überzeugend einen jungen Schlosser, der sich auf einer Bahnfahrt in eine Frau verliebt, die ihrem Verehrer allerdings verschweigt, dass sie die Direktorin einer Fabrik mit 3.000 Mitarbeitern ist. So was konnte auch nur in der Sowjetunion passieren. Als schönster Schauspielereilm aus jener Zeit gilt die Tragikomödie „Leuchte, mein Stern, leuchte“ von 1969, in der der Bühnenstar Oleg Tabakow den Impresario eines Wandertheaters gibt, das in den Wirren der Oktoberrevolution die Idee der Kunst gegen ihre Vereinnahmung durch die Politik verteidigt.

Der beste gute Russe aller Zeiten allerdings ist wohl der Schauspieler und Regisseur Wassili Schukschin. Seine Lebensgeschichte wie auch seine Filme erfüllen jedes Klischee, ohne dabei klischeehaft zu wirken. Selbst auf dem Dorf groß geworden, porträtierte er oft bäurische Figuren, lebensdurstig, starrköpfig, melancholisch, voller Poesie und Humor. Obwohl sie sofften und schimpften, besaßen sie eine moralische Integrität, die über jeden Zweifel erhaben war. In „Kalina Krassnaja“, seinem berühmtesten Film, spielt Schukschin die Rolle des kriminellen Sträflings Jegor, der sich mit einer unbekannten Frau Briefe schreibt und sie nach seiner Entlassung in ihrem Heimatdorf besucht. Die beiden verlieben sich, Jegor versucht, ein guter Mensch zu werden. Doch die Rückkehr in ein ehrliches Leben endet tragisch. Sieben Monate nach der Premiere ist Wassili Schukschin bei einem Bootsunglück gestorben, mit nur 45 Jahren. ←

Im Reich des Bösen

In Hollywood ist immer noch klar, wer der Unhold ist

Von Arno Frank



Als der damalige US-Präsident Ronald Reagan die Sowjetunion als „Reich des Bösen“ bezeichnete, konnte er mit dem Einverständnis seiner Landsleute rechnen. Der ehemalige Schauspieler machte sich schließlich die Stereotype zunutze, mit denen Hollywood seit Jahrzehnten arbeitete. Der „böse Russe“ ist, obwohl er regelmäßig von westlichen Helden besiegt wird, bis heute unsterblich. Den Untergang des „kommunistischen Imperiums“ hat er locker weggesteckt.

Tief eingeschrieben hat sich das Klischee während des Kalten Krieges, in dem die Rolle des bedrohlichen „Anderen“ stets für einen finsternen Slawen reserviert war. Oder für eine verführerische Slawin. James Bond musste in seiner langen Karriere mit rund einem Dutzend russischen Gegenspielern fertig werden, von General Gogol über General Orlow bis zur sadistischen Ex-Pilotin Xenia Onatopp oder der hinterhältigen

Rosa Klebb in „Liebesgrüße aus Moskau“. Anders als der Araber, der Schwarze oder der Asiat ist der Kommunist von den Guten, in der Regel also weißen Amerikanern, rein äußerlich nicht zu unterscheiden. Das macht ihn besonders tückisch. In „Rocky IV“ rächt Sylvester Stallone bei einem Boxkampf in Moskau seinen Freund Apollo Creed, der zuvor von der blonden sowjetischen Kampfmaschine Iwan Drago (gespielt vom Schweden Dolph Lundgren) totgeschlagen wurde. Er rettet damit nicht nur die Ehre der USA, sondern gewinnt auch die Herzen der Zuschauer.

Auf psychologischer Ebene waren im Grunde auch Invasionen von Außerirdischen nichts anderes als sowjetische Angriffe, ganz platt beschrieben in „Die rote Flut“. In aktuelleren Filmen wie „The Tourist“, „Jack Ryan“, „Red Heat“, „Iron Man 2“, „The Equalizer“ und „96 Hours – Taken 3“ sind die Gegenspieler des Guten stets ehemalige KGB-Agenten, russische Killer, russische Geschäftsleute oder neuerdings: russische Hacker. Im letzten „Die Hard“-Film hatte es Bruce Willis mit dem Gangster Yuri Komarov zu tun, verkörpert vom deutschen Schauspieler Sebastian Koch. Und in der jüngsten Fortsetzung von „Indiana Jones“ spielt Cate Blanchett eine unheimliche KGB-Agentin. Auch in der Krimi-Komödie „Snatch“ ist der Waffenhändler ein Ex-KGBler, beschrieben als „so gekrümmt wie die sowjetische Sichel und so hart wie der Hammer, der sie kreuzt“.

Noch heute steht „der böse Russe“ ideologisch für Barbarei, Totalitarismus, Triebhaftigkeit und Chaos. Dabei ist er entweder nur böse oder betrunken, bestenfalls einfach verrückt wie der Kosmonaut Andropow, der in „Armageddon“ ganz nostalgisch mit Pelzmütze und „USSR“-T-Shirt durch die Raumstation schwebt.

Und längst ist das Klischee aus dem Kino in andere Bereiche der Populärkultur eingesickert, wo es als Ideologie weiterwirkt. In Computerspielen wie „Call of Duty“ oder „Metal Gear Solid“ sind die größten Schurken: Russen.

Der böse Russe könnte demnächst sogar noch häufiger zu sehen sein, schließlich sehen sich die Drehbuchschreiber durch die aktuelle Politik Putins bestätigt und entdecken in der Unterdrückung von Oppositionellen und dem Krieg gegen die Ukraine alte Handlungsmuster wieder. Im „Reich des Bösen“ selbst hat sich für diese ausländischen Vorurteile inzwischen der selbstironische Sammelbegriff „Klyukva“ eingebürgert. „Klyukva“ heißt Kranbeere – lecker als Trockenfrucht, aber roh ungenießbar. ←



Sneaker für Sibirien

**Einst standen sich
Russland und China an
der Grenze feindlich
gegenüber – heute
trennt sie dort vor allem
ein Wohlstandsgefälle**

→ 500 Meter liegen zwischen Blagoweschtschensk in Sibirien und Heihe in China. Noch im vergangenen Sommer drängten sie sich täglich über den Grenzübergang am Amur-Fluss: russische Hausfrauen auf dem Weg in chinesische Shopping-Malls, Händler, die Taschen voller Jeans und gefälschten Sneaker nach Sibirien schleppten. Bis der Ölpreis einbrach und der Rubel ins Bodenlose stürzte. Seither können sich viele Russen selbst die Billigwaren „Made in China“ nicht mehr leisten.

Blagoweschtschensk bedeutet „die Stadt der guten Nachrichten“. Für die Bewohner in dem sibirischen Grenzort gab es in den vergangenen Jahren jedoch vor allem schlechte. Die Wirtschaft liegt brach, Wohnblöcke verwahrlosen, die Menschen ziehen fort. Ein ganz anderes Bild auf der gegenüberliegenden Seite des Amurs: vielstöckige Hochhäuser, Neonreklamen, frisch geteerte Autobahnen. In der chinesischen Handelsstadt Heihe können sich Geschäftsleute über den niedrigen Rubelkurs freuen: Importe aus Russland kosten jetzt nur noch die Hälfte.

Früher markierte der Amur fast eine Art Todesstreifen zwischen der Sowjetunion und ihrem feindlichen Bruderstaat im Süden. Nachdem sich die einstigen Verbündeten Chruschtschow und Mao in den 60er-Jahren im Kampf um den Führungsanspruch in der kommunistischen Bewegung überworfen hatten, installierten sowjetische Truppen entlang der 3.645 Kilometer langen Grenze elektrisch geladenen Stacheldraht, Bewegungsmelder, Beobachtungstürme und Betonbunker. Immer wieder drohte Krieg. Erst ein Staatsbesuch von Gorbatschow in Peking 1989 sorgte für Entspannung. Die Grenze wurde wieder geöffnet, und beide Riesen näherten sich an.

Anfang der 90er-Jahre blickten die Russen noch mit Mitleid über den Amur, brachten den Chinesen Teller, Besteck und Fleischkonserven, die ihrerseits in den reicheren Norden zogen, um dort als Schwarzarbeiter anzuheuern. Dann kollabierte in der alten Supermacht die Planwirtschaft. Und in China brach der Boom aus. Heute prägt die neue Supermacht mit Milliardeninvestitionen die Grenzregion: China baute einen neuen Flughafen, eine neue Stadt und Urlaubsresorts, bald sogar eine 150 Milliarden Dollar teure Hochgeschwindigkeitsstrecke von Peking nach Moskau.

In den sibirischen Grenzstädten dominieren chinesische Unternehmer das Immobiliengeschäft und die Warenmärkte, in Blagoweschtschensk haben sie eine Traditionsbrauerei aufgekauft und betreiben das teuerste Hotel vor Ort. „China investiert mehr im

russischen Fernen Osten als die eigene Regierung“, klagte eine Moskauer Zeitung. Die Sorge ist groß, dass sich Russland in eine Art Rohstofflager für den erstarkten Nachbarn verwandelt: Zwei Drittel aller Holzimporte Chinas werden aus russischen Wäldern herangekarrt, erst kürzlich stimmte der russische Gaskonzern Gazprom einem 30-Jahres-Deal mit Peking zu.

In den Nordprovinzen Chinas leben 140 Millionen Menschen, ihnen stehen am anderen Ufer des Amurs sechs Millionen Russen im dünn

**140 Millionen Chinesen
stehen am Amur sechs
Millionen Russen gegenüber**

besiedelten „Fernen Osten“ gegenüber. Um den Bevölkerungsschwund zu bekämpfen, wirbt die russische Regierung seit Jahren gezielt um Zuzügler aus Kasachstan, Armenien und anderen Teilen der ehemaligen Sowjetunion.

Blagoweschtschensk und Heihe werben zwar mit dem Slogan „Zwei Länder – eine Stadt“, doch die Beziehungen bleiben angespannt. Manche Bewohner auf der russischen Seite schauen mit Neid und Skepsis nach China. Um an die einstige Überlegenheit zu erinnern, ließ der Kreml am Amurufer den alten Triumphbogen aus der Zeit des Zaren wieder aufbauen. Einige Kilometer weiter steht ein in Bronze gegossener sowjetischer Grenzsoldat. Wie der Wächter eines untergegangenen Reiches. ← Xifan Yang



Der Oligarch, der mich liebte

Mit aufgespritzten Lippen in den Anhimmel-Modus: In Kursen lernen junge russische Frauen, wie sie einen reichen Mann finden

Von Peter Pomerantsev

→ „Die Wirtschaftstheorie vermittelt uns eine wichtige Erkenntnis“, sagt die Lehrerin. „Es ist unerlässlich, die Wünsche des Verbrauchers gründlich zu erforschen. Dieses Prinzip solltet ihr auch bei der Suche nach einem reichen Mann anwenden. Beim ersten Date gilt die Grundregel: Redet niemals über euch selbst. Hört ihm zu. Findet ihn faszinierend. Findet seine Wünsche heraus. Studiert seine Hobbys. Und dann verändert euch dementsprechend.“

Akademie für Gold-Digger. Eine Schar ernsthafter Blondinen schreibt aufmerksam mit. Einen Sugardaddy zu finden ist eine Kunst, eine Berufung. Die Akademie hat Flure aus Marmorimitat, hohe Spiegel und mit Goldfarbe aufgemalte Ornamente. Gleich nebenan sind ein Wellnessbereich und ein Schönheitssalon. Nach dem Gold-Digger-Unterricht geht's zum Waxing und ins Solarium. Die Lehrerin ist eine Rothaarige in den Vierzigern mit einem Abschluss in Psychologie und BWL, einem schrillen Lächeln und einer hellen, affektierten Stimme: „Tragt beim ersten Date niemals Schmuck, der Mann soll denken, ihr seid arm. Weckt in ihm den Wunsch, für euch Schmuck zu kaufen. Kommt in einem klapprigen Auto, damit er euch einen schickeren Wagen kaufen möchte.“

Die Schülerinnen schreiben alles fleißig mit. Sie haben 1.000 Dollar pro Kurswoche bezahlt. In Moskau und Sankt Petersburg finden sich Dutzende solcher „Akademien“ mit Namen wie „Geisha-Schule“ oder „Der Weg zur Vollblutfrau“.

„Ich will einen Mann, der fest auf beiden Beinen steht. Bei dem ich mich

sicher fühle wie hinter einer Steinmauer“, sagt Oliona. Sie hat den Kurs kürzlich absolviert und bedient sich der Parallelsprache der Gold-Digger (eigentlich meint sie, sie will einen Mann mit Geld). Die Lebensart der Gold-Digger ist zu einem der beliebtesten Mythen Russlands geworden. In Buchhandlungen stapeln sich Selbsthilfebücher mit Tipps für junge Frauen, wie man sich einen Millionär angelt. Oliona lebt in einer kleinen, funkelneuen Wohnung mit ihrem nervösen kleinen Hund. Das Mietshaus liegt an einer der Hauptstraßen, die zum Nobelpark Rubljowka führen. Reiche Männer bringen ihre Geliebten dort unter, damit sie auf dem Weg nach Hause auf einen Sprung bei ihnen vorbeischaun können.

Oliona kommt ursprünglich aus dem Donezbecken, aus dem ukrainischen Teil des Steinkohlegebietes, das in den 90er-Jahren von Mafiabossen übernommen wurde. Ihre Mutter war Friseurin. Oliona erlernte denselben Beruf, doch der kleine Friseursalon ihrer Mutter machte Pleite. Als 20-Jährige kam Oliona dann fast mittellos nach Moskau und fing als Stripperin in einem der Casinos an. Sie tanzte gut und lernte so ihren Sugardaddy kennen. Jetzt bezieht sie den Mindestlohn einer Moskauer Geliebten: Wohnung, Auto und zweimal jährlich ein einwöchiger Urlaub in Ägypten oder der Türkei. Als Gegenleistung bietet sie ihrem Sugardaddy, wann immer er will, rund um die Uhr, ihren geschmeidigen, sonnengebräunten Körper, stets gut drauf, stets verfügbar.

Olionas Spielwiesen sind eine Reihe von Klubs und Restaurants, die

fast ausschließlich dazu gedacht sind, dass Gönner dort nach jungen Frauen Ausschau halten können und junge Frauen nach Gönnern. Die Männer laufen unter der Bezeichnung „Forbeses“ (nach der „Forbes“-Liste der Superreichen); die Frauen sind „tiolki“, Vieh. Es ist ein Markt, auf dem die Käufer das Sagen haben: Jeder „Forbes“ hat die Auswahl aus Dutzenden, nein, Hunderten „tiolki“.

Gegen Mitternacht sucht Oliona den neuesten Klub auf. Kolonnen von schwarzen (immer schwarzen), kugelsicheren Bentleys und Mercedes-Limousinen rollen im Schnecken tempo Richtung Eingang. In der Nähe der Tür rutschen und schlurfen Tausende von Stilettos über Glatteis, schaffen es irgendwie, makellos die Balance zu halten.

Die Männer umgeben scheinbar unüberwindliche Schranken aus Geld und Privatarmeen

(Ach, du Volk von Ballerinen!) Tausende von platinblonden Haarmähnen streifen über nackte, dauergebräunte Rücken, auf denen der Schnee schmilzt. Rufe aus Tausenden von aufgespritzten Lippen zerreißen die Winterluft, betteln um Einlass. Diese Nacht ist die einzige Chance für die Mädchen, zu tanzen und einen Blick über die sonst unüberwindlichen Schranken aus Geld, Privatarmeen und Sicherheitszäunen zu werfen. Die bestgeteilte Stadt der nördlichen Hemisphäre, in der die Megareichen abgetrennt in einer eigenen seidigen Zivilisation le-



ben, öffnet an einem Abend der Woche eine kleine, enge Schleuse ins Paradies.

Das Innere des Klubs erinnert an ein Barocktheater. In der Mitte ist die Tanzfläche, und an den Wänden verlaufen mehrere Reihen Logen übereinander. Die Forbeses sitzen in den verdunkelten Logen (für dieses Vergnügen blättern sie Zehntausende hin), während Oliona und Hunderte andere junge

Wenn es hart auf hart kommt, nimmt Oliona auch einen blöden Millionär

Frauen unten tanzen, einstudierte Blicke hinauf zu den Logen werfen in der Hoffnung, nach oben eingeladen zu werden. Die Logen liegen im Dunkeln. Die Frauen haben keine Ahnung, wer genau da sitzt; sie flirten mit Schatten.

„So viele 18-jährige, die mir im Nacken sitzen“, sagt Oliona. Sie ist erst 22, aber damit nähert sie sich bereits dem Ende der Karriere einer Moskauer Geliebten. „Natürlich mach ich mir noch immer Hoffnungen auf einen echten Forbes“, sagt sie, „aber wenn es hart auf hart kommt, würde ich mich auch mit einem blöden Millionär begnügen, der gerade aus der Provinz eingetrudelt ist, oder mit einem von diesen langweiligen Expats. Oder mit einem widerlichen Alten.“

Zurück in der Akademie, geht der Unterricht weiter. „Heute beschäftigen wir uns mit dem Algorithmus des Beschenktwerdens“, erklärt die Lehrerin ihren Schülerinnen. „Wenn ihr von einem Mann ein Geschenk bekommen möchtet, stellt euch an seine linke, irrationale, emotionale Seite. Die rechte ist die rationale Seite: Wenn ihr über Geschäftliches sprecht, stellt ihr euch auf seine rechte Seite. Aber falls ihr ein Geschenk haben wollt, geht ihr links von ihm in Position. Falls er in einem Sessel sitzt, geht in die Hocke, damit er sich größer fühlt, als wärt ihr ein Kind. Spannt eure Vaginalmuskeln an. Ja-wohl, eure Vaginalmuskeln. Dadurch weiten sich eure Pupillen, und ihr wirkt attraktiver.“

Lena möchte Popstar werden. Frauen wie sie, ohne Talent, aber mit einem reichen Gönner, heißen in Moskau „singende Höschen“. Lena weiß

ganz genau, dass sie nicht singen kann, aber sie weiß auch, dass das keine Rolle spielt. „Ich verstehe nicht, was es bringen soll, jeden Tag von morgens bis abends in irgendeinem Büro zu schuften. Es ist erniedrigend, so arbeiten zu müssen. Ein Mann ist ein Fahrstuhl nach oben, und ich habe vor, ihn zu nehmen.“ Die rot-haarige Lehrerin mit BWL-Abschluss pflichtet ihr bei: „Feminismus ist ein Fehler. Warum sollte eine Frau sich zu Tode rackern? Das ist die Rolle des Mannes. Wir haben die Aufgabe, uns als Frauen zu perfektionieren.“

Oliona wird sich selbst nie und nimmer als Prostituierte sehen. Es gibt da einen deutlichen Unterschied: Prostituierte können sich nicht aussuchen, mit wem sie Sex haben wollen, das entscheiden ihre Zuhälter. Oliona geht dagegen selbst auf die Jagd. Sie hat keine Angst vor Armut, vor Demütigung. Falls sie ihren Gönner verliert, wird sie einfach von vorne anfangen, sich wieder erfinden und auf „Neustart“ drücken.

Um fünf Uhr morgens geht in den Klubs so richtig die Post ab. Die Forbeses taumeln alkoholisiert aus ihren Logen nach unten, grinsend und schwankend. Sie sind alle gleich gekleidet – teure gestreifte Seidenhemden, die in Designerjeans stecken –, alle sonnengebräunt und füllig und triefend vor Geld und Selbstzufriedenheit. Mittlerweile sind sie alle sturzbesoffen und torkeln schwitzend herum, fast wie in Zeitlupe, so langsam. Sie tauschen diese lieben, einfachen Blicke aus, die gegenseitige Anerkennung signalisieren, als wären die Masken gefallen und sie alle bei einem einzigen großen Spaß dabei. Und dann begreift man, wie ähnlich die Forbeses und die Mädchen sich in Wirklichkeit sind. Sie haben sich alle aus der alten Sowjetwelt herausgestrampelt. Der Öl-Geysir hat sie in verschiedene finanzielle Universen gespielt, aber sie verstehen einander noch immer vollkommen. Und ihre lieben, einfachen Blicke scheinen zu sagen, wie lustig diese ganze Maskerade doch ist, dass wir gestern noch alle in Gemeinschaftswohnungen lebten und Sowjethymnen sangen und Levis und Milchpulver für Luxusartikel hielten, und jetzt sind wir umringt von Nobelkarossen und Privatjets und süßem Prosecco. Das Geld ist so schnell über Russland gekommen wie der Glimmer

in einer geschüttelten Schneekugel, und deshalb fühlt es sich total unwirklich an, wie etwas, das man nicht hortet und spart, sondern in dem man Pirouetten dreht und tanzt, wie die Federn bei einer Kissenschlacht, wie Pappmaché, aus dem man unterschiedliche, sich rasch verändernde Masken schneiden kann.

Um fünf Uhr morgens wird die Musik immer schneller, und in der pulsierenden, schneeigen Nacht werden die „tiolki“ zu Forbeses und die Forbeses zu „tiolki“, die sich so schnell bewegen, dass sie ihre eigenen verwischten Schemen im Stroboskoplicht auf der Tanzfläche sehen können. Die Männer und Frauen betrachten sich selbst und denken: „Hab ich das wirklich erlebt? Bin das da ich? Mit den vielen Maybachs und Vergewaltigungen und Gangstern und Massengräbern und Penthouses und Glitzerkleidern?“ ←

Peter Pomerantsev hat einige Jahre als Journalist in Russland gearbeitet. Ein Buch mit seinen Reportagen, darunter auch diese, erscheint am 28. September 2015 bei DVA.





Kyrill royal

Wenn man sich einen Fünf-Euro-Schein anschaut, sieht man, dass das Wort Euro gleich dreimal draufsteht. Einmal in unserer lateinischen Schrift, einmal in griechischen Buchstaben und dann noch in Kyrillisch. Der Grund dafür ist, dass vor einigen Jahren Bulgarien der EU beigetreten ist - ein Land, in dem wie in Russland kyrillisch geschrieben wird. Benannt ist die Schrift, die für uns so schön rätselhaft aussieht, nach dem griechischen Kirchenmann Kyrill von Saloniki. Der soll diese Schriftsprache einst während eines Aufenthalts in Mähren im Jahr 864 erfunden haben. Das waren wohl die Anfänge des kyrillischen Alphabets, das später in Bulgarien weiterentwickelt wurde. Heute wird Kyrillisch nicht nur in Bulgarien und Russland geschrieben, sondern unter anderem auch in Serbien, Montenegro, Weißrussland und der Ukraine.



Das Heft ist
nicht genug:
*Filme und
Bilder im Netz*

Menschenjagd in Moskau

Schon klar, dass man etwas gegen Drogendealer unternehmen muss. Was sich aber in der russischen Hauptstadt abspielt, ist wie ein Horrortrip: Dort machen nämlich junge Erwachsene regelrecht Jagd auf Menschen, die sich mit dem Verkauf von kleinen Tütchen Marihuana oder Spice ein paar Rubel dazu verdienen wollen. Die selbsternannte Bürgerwehr nennt sich „Narkostop“, verprügelt ihre Opfer - meist Einwanderer aus den Kaukasusregionen -, sprüht ihnen Lackfarbe ins Gesicht und zwingt sie, die Drogen selbst zu nehmen. Aufnahmen ihrer Übergriffe stellen die Gewalttäter sogar stolz ins Netz. Auf fluter.de seht ihr im April Bilder dieser erschreckenden Menschenjagd.

Diese Künstler haben es uns angetan

Es gibt ja die These, dass die Kunst in Zeiten politischer Repression zu großer Form aufläuft. Wenn man sich die verrückt-genialen Performances mancher russischen Künstlergruppe anschaut, kann man nur zustimmen. Auf fluter.de zeigen wir eine ganze Ausstellung mit den besten Sachen.

Vorschau

Manchmal muss man weg – hinaus in die Welt, fort aus der Heimat und dem Alltag. In den reichen Ländern hat das meist eher banale Gründe: Urlaub, eine Bildungsreise, Langeweile. Für Millionen Menschen aber steckt dahinter ein richtiges Drama: „Flucht“ lautet das Thema des nächsten fluter, wobei wir uns bemühen werden, es so spannend zu beleuchten, dass ihr nicht gleich Reißaus nehmt. Also dann bis zum Sommer!

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 54, Thema Russland, Frühjahr 2015
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Marion Bacher, Damian Correa, Arno Frank, Sabrina Gaisbauer, Wladislaw Inosemzew, Frank Junghänel, Diana Laartz, Christian Litz, Jan Ludwig, Alexei Makartsev, Stefan Scholl, Arne Semsrott, Julia Smirnova, Katja Tichomirowa, Andreas Pankratz, Ingo Petz, Peter Pomerantsev, Maryna Rakhlei, Xifan Yang, Yulia Zhuchkova

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Schlussredaktion

Florian Kohl, Sven Barske

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter-Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de; www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax: 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder

abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155 Rostock
Fax.: 038204/66-273,
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Cover Nikita Shokhov; S. 3 Kurskov Yevgeny / ITAR-TASS Photo/Corbis; S.4 Egor Tsvetkov, Alessio Mamo/ESA/Redux/Redux/laif; S.5-10 Elena Chernyshova; S.11 Gianluca Cecere/laif; S.12 Sovfoto/UG via Getty Images; S.14 James Hill/laif; S.15 AFP/Getty Images, Maxim Marmur/AFP/Getty Images; S.16 Philip Lee Harvey/Corbis, Alessio Mamo/ESA/Redux/Redux/laif; S.18-20 Karsten Schöne; S.21 Sergey Orlov; S.22 Corey Arnold; S.23 Evgenia Arbugaeva; S.24-26 Mads Nissen/laif; S.27 Brigitte Friedrich; S.29 Calogero Russo/photogance; S.31 Brendan Hoffman/Getty Images; S.32-34 Egor Tsvetkov; S.36-37 Sergey Kozmin/Redux/Redux/laif; S.38 Victor Yuliev; S.39-40 Alessandro Gandolfi/Parallel-zero; S.49 Andrea Renault/Polaris/laif; S.50 Evgeny Makarov; sämtliche Illustrationen sind von Jindrich Novotny

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

**Wie lange brauchst du, um mehr als 500
Zeitungen, Magazine und Blogs durchzulesen?**

Fünf Minuten? Zehn?



Um zu wissen, was in anderen europäischen Ländern gedacht wird, müsstet ihr eigentlich ziemlich viel Zeit vor dem Computer verbringen. Müsst ihr aber doch nicht: Denn wir schauen für euch in 30 Ländern jeden Tag 500 Medien durch und wählen die wichtigsten Kommentare, Essays und Reflexionen aus.

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz



Schreibtrisch von Anna Giulia Zeller

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@fluter.de